



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie

Stoll, Adolf

Stuttgart, 1923

III. Arolsen, Niederlande, 1782-1795

urn:nbn:de:hbz:466:1-43628

III. Arolsen, Niederlande

1782—1795

Ich soll, sagt Frig¹, meine stets bereite Feder benutzen, um meine Memoiren niederzuschreiben, von denen er voraussetzt, daß sie reichhaltig sein dürften. Viel allerdings, liebe Kinder, habe ich erlebt, aber von den interessantesten und zugleich schrecklichsten Begebenheiten seid ihr Zeugen gewesen, und aus meiner früheren Vergangenheit weiß ich eigentlich von anderen mehr als von mir selbst zu berichten und möchte auch nicht immer für die Treue meines Gedächtnisses, besonders hinsichtlich der Zeitfolge, einstehen. Doch will ich anfangen zu schreiben und es machen so gut ich kann.

Ich beginne mit eurem Großvater.

Was die äußere Erscheinung meines guten Vaters angeht, so war er von mittlerer Größe und, seit ich ihn mir vorstellen kann, etwas wohlbeleibt, was in seinen späteren Jahren noch zunahm. Doch zeigte sich in seiner Gestalt eine sehr gefällige Gewandtheit, er war, insofern der Ausdruck für einen Mann paßt, graziös in allen seinen Bewegungen und konnte auch an anderen ungefüge Bewegungen nicht wohl leiden; so erinnere ich mich, daß er bei uns Kindern genau darauf achtete, wie wir Hände und Arme hielten, ob wir uns gerade trugen und auswärts gingen. Der Mensch, behauptete er, könne sich gewöhnen ohne alle Ziererei stets in anmutiger und würdiger Haltung zu erscheinen. Denn wie jeder wahrhaft gebildete Mensch die Sprache in seiner Gewalt haben müsse, so vermöge man auch seinen Körper zu beherrschen, daß er sich schicklich füge nach unserm Willen, und ich meine, er hatte recht.

Der Vater hatte tiefblaue, schöne Augen, sein Blick war bedeutend, in der Regel ernst, konnte aber ebenso in gewinnender Freundlichkeit wie in strengem Eifer aufleuchten. Seine Züge waren

¹ Friedrich Franz Wilken, ihr älterer Sohn, † 1883 als Geheimer Regierungsrat in Kösen, begraben in Cassel.

nicht schön, aber angenehm und trugen das Gepräge echter Herzensgüte. Sein eigenes Haar hatte er schon in der Jugend durch schwere Krankheit eingebüßt, weshalb er stets eine zierlich gepflegte und nach der Mode der Zeit frisierte Perücke trug, die aber doch gepudert sein mußte. Sein Anzug, der allerdings immer etwas hinter dem neusten Schnitt zurückblieb, war ungemein sauber und fein; selten trug er Stiefel, meist schwarzseidene Strümpfe und zierliche Schuhe. Sein Anstand war vornehm, man hätte ihn, wenn er in Gesellschaft erschien, für einen Prinzen halten können.

Seine Laune und Gemütsstimmung hingen leider zu sehr von seinem körperlichen Befinden ab und waren daher, weil er sich oft krank fühlte, sehr wechselnd. Er konnte furchtbar heftig werden, bei dem geringsten Anlaß. So riß er einst in einer solchen Aufwallung plötzlich seine Nachtmüge vom Kopf und warf sie nach der Mutter. Diese, gewohnt, seiner Heftigkeit mit großer Ruhe zu begegnen, hob sie auf und reichte sie ihm freundlich wieder hin, worauf er herzlich lachte. Sein Zorn verbrauchte überhaupt bald, und auch in der Hitze hatte sein Benehmen nichts eigentlich Rohes; er war, möchte ich sagen, anmutig im Zorn, und niemals entschlöpft ihm ein gemeines, häßliches Wort¹.

Ein Hauptzug seines Charakters war Großmut im allerweitesten Sinne. Nach dem Tode seines Vaters, des Hofmalers und Kabinetts-Sekretärs des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, Johann Valentin Tischbein, unterhielt er dessen Witwe und Tochter, seine Stiefmutter² und Stieffchwester, aus eigenen Mitteln, und beide, nicht gerade bescheiden in ihren Ansprüchen, leerten nicht selten seine Kasse bis auf den Grund. Diesem Mißbrauch steuerte er zwar später, indem er ihnen ein bestimmtes Jahrgeld aussetzte, behandelte sie aber fortwährend mit derselben Güte und Schonung. Überhaupt schien es, wenn er jemand verpflichtete, als werde er selbst verpflichtet. Viele schöne Züge, welche dies beweisen, erzählte uns öfters die Mutter. Nach dem Tode der

¹ Diese Heftigkeit zeigte sich aber erst in höherem Alter bei ihm stärker, seitdem sein langwieriges Leiden ihn oft quälte.

² Elisabeth Faure aus Cassel, 1733—1796. Ihre Tochter Luise Henriette siehe S. 29, Anm.



Frau Cornelia Lublink geb. Reijdenius



Johannes Lublink d. J.

Stiefmutter (1796) bezog die Schwester Luise Tischbein nach wie vor dies Jahrgeld von ihm, bis sie sich endlich spät, in ihrem sechsunddreißigsten Jahre, mit einem Kaufmann und Rat in Hamburg, J. G. Wolf, verheiratete.

Der Vater war im Jahre 1750 am 9. März in Maastricht geboren und hatte seine ersten Studien als Künstler unter seinem Oheim Johann Heinrich Tischbein in Cassel gemacht. Von seinem achtundzwanzigsten Jahre an¹ stand er in Diensten des Fürsten von Waldeck, der ihm Urlaub zu mehreren Kunstreisen erteilte und ihm namentlich einen ziemlich langen Aufenthalt in Italien verstattete². Dort, sowohl in Rom wie in Neapel, erwarb ihm seine liebenswürdige Persönlichkeit viele Gönner und Freunde, nebenbei galt er auch bei den Damen für einen sehr flinken, trefflichen Tänzer. Vielleicht hätte er in Italien sich mehr und vielseitiger in seiner Kunst ausbilden können ohne diese geselligen Talente, welche zu sehr in Anspruch genommen wurden und ihn weiter verlockten, als sich mit einem ernstern Ziele verträgt. Doch bildete sein Geist sich auf seinen Reisen bedeutend aus; auch verstand er den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten und berühmten Männern so gut zu benutzen, daß er auf diese Art sich vielleicht mehr Kenntnisse aneignete als mancher, der mühsam jahrelang studiert. In Neapel³ fand er seinen Vetter Wilhelm, den später unter dem Namen des Neapolitaners Tischbein berühmt gewordenen Künstler. Der Vater erzählte uns viel von diesem höchst genialen Manne, dessen reiche schaffende Phantasie er bewunderte, dem er aber den eigentlichen Sinn für das Kolorit absprach, was allerdings einige Porträts, die ich von ihm sah, beweisen.

Dieser Tischbein stand in hoher Gunst bei der Königin Caroline von Neapel⁴, die sich auch dem Vater sehr gnädig erwies. Beide Vettern durften bisweilen teilnehmen an den zaubergleichen Festen, welche die Fürstin zu veranstalten wußte.

¹ Berichtigt oben S. 29.

² Siehe die Berichtigung S. 21 f.

³ Es war in Rom, siehe oben S. 24.

⁴ Caroline Marie, die siebente Tochter Maria Theresias, 1752—1814, ward 1768 mit König Ferdinand IV. von Neapel vermählt; sie riß, während der König bloß seinen Liebhabereien lebte, die Regierung alsbald an sich und stützte sich

In Wien war der Vater, dünkt mich, zweimal und befreundete sich dort besonders mit dem bekannten Historienmaler Füger¹, dem nachmaligen Direktor der Malerakademie daselbst, welchem er nach seinem Ausspruch viel verdankte in bezug auf den Farbenton; überhaupt vervollkommnete er sich in Wien bedeutend in der Kunst.

Mit dem Kupferstecher Johann Gotthard Müller aus Stuttgart verband den Vater schon früh die innigste Freundschaft, was insofern merkwürdig war, als schroffere Gegensätze unmöglich gefunden werden konnten, als beider Charaktere bildeten. Müller, in hohem Grade phlegmatisch und prosaisch, war ein Mann von tüchtigem praktischen Lebensverstand, aber weit entfernt von aller Genialität. Der Vater dagegen, voll Geist und Laune, sanguinischen Temperamentes, aufbrausend, weich und reizbar, wurde leicht von dem Eindruck des Augenblicks übermannt, während Müller alles doppelt und dreifach überlegte, bevor er sich entschließen konnte zu handeln. Müller war sparsam, um nicht zu sagen geizig, der Vater freigebig und wohl noch über diese Grenze hinaus. Trotz dieser Verschiedenheit dauerte beider Freundschaft ununterbrochen fort. Beide waren gleichzeitig in Paris, als Marie Antoinette² dort zuerst in königlicher Herrlichkeit erschien. Von dem ihr zu Ehren von der Stadt Paris veranstalteten Feste, welches in übler Vorbedeutung ein so unseliges Ende nahm, hat der Vater, als Augenzeuge davon, oft erzählt.

Als der Vater 1782 in seinem dreiunddreißigsten Jahre von einer zweiten Reise nach Paris und Italien³ zurückkehrte und sich

auf den Iren Acton als Minister und auf den englischen Gesandten Hamilton, dessen schöne, aber berüchtigte Frau Wilhelm Tischbein 1787 gemalt hat. Verhaßt durch ihre Härte, stürzte sie durch ihre Feindschaft gegen Frankreich das Land, sich und ihre Familie in wechselvolle Schicksale.

¹ Siehe oben S. 26. Das zweite Mal, 1808, war er auf der Heimreise aus Petersburg nur ganz kurz in Wien.

² Die Hochzeit war am 16. Mai 1770 in Versailles. Als Marie Antoinette mit dem Dauphin, nachmals Ludwig XVI., vor dem Altar stand, brach ein Gewittersturm los, und in Paris kamen im Gedränge und durch Einsturz der Schaugerüste zwölfhundert Menschen um. — Daß aber beide Freunde erst zwei Jahre später in Paris erschienen, siehe oben S. 14f.

³ In Italien war er nur einmal, 1777—1780, siehe oben S. 21f.

in Arolsen einrichtete, lernte er die Mutter, die Tochter des fürstlichen Kammerrats Müller¹, kennen, welche bald seine Liebe gewann. Sophie Müller war das schönste Mädchen in der Stadt und nicht unempfindlich gegen die Bewerbungen des gefeierten, interessanten Künstlers. Oft hat uns die Mutter von des Vaters Bewerbung um sie erzählt, wovon ich nur die Hauptsache anführen will, nämlich seine endliche bestimmte Erklärung. Sie waren beide auf einem Ball in Arolsen. Der Vater tanzte mit der Mutter ein Menuett. Als sie nach der Eingangstour sich wieder vereinigten, benutzte der Vater den kurzen Moment, um die Mutter zu fragen, ob sie geneigt sei mit ihm durch das Leben zu tanzen. Zeit zur Antwort gestattete die Figur des Tanzes nicht, als sie aber in der Schlusstour sich wiederfanden, antwortete die Mutter: „O ja!“, und der Bund war geschlossen.

Der am 16. Dezember 1782, dem zweiundzwanzigsten Geburtstage der Mutter, geschlossenen Verlobung folgte nach einigen Wochen, am 5. Januar 1783², die Hochzeit. Mehrere Gedichte und Briefe des Vaters an seine schöne Braut zeugen von großer Zartheit der Empfindung und tiefer Neigung. Auch durfte man diese Ehe zu den glücklichsten zählen. Der Mutter lebensfroher Sinn und ihr festes, stets gleichmäßiges Benehmen eignete sie vor vielen anderen zu einer passenden Lebensgefährtin des Vaters.

Der Kammerrat Müller, mein Großvater, gehörte mit seiner Familie zu den schlichten, einfachen Menschen der guten alten Zeit, welche sich gegen die Einflüsse der neuen wahren, so gut sie können. Seit längerer Zeit wegen Krankheit pensioniert, bewohnte er in dem eine kleine halbe Stunde von Arolsen gelegenen Städtchen Mengeringhausen³ ein kleines ihm gehöriges Haus, dessen Beschreibung ich hier zugleich mit einer Schilderung der Familie versuchen will.

¹ S. S. 15, Anm.

² In Füßli, Künstlerlex. 2, S. 1896 und bei Mangner, Schr. der Leipzig. Gesch. B. 5, 113, ist Sophie irrig als Tischbeins zweite Frau bezeichnet.

³ Das etwa vierzehnhundert Einwohner zählende Städtchen südlich von Arolsen enthält auch die unten erwähnte ehemals feste „Burg“, die zuweilen von der fürstlichen Familie bewohnt wurde und eine Zeitlang Sitz der Verwaltungsbehörde war; 1729 hat sie Fürst Karl (1728—1763), Vater des Fürsten Friedrich, für tausend Taler an die Stadt gegeben.

Die äußere Einfachheit des Hauses stimmte mit der inneren Einrichtung desselben genau überein. Rechts vom Eingang durch die niedrige Haustür führte eine andere Tür in das Wohnzimmer der Großeltern, an welches ihr Schlafgemach, ein mit grünen Vorhängen verdeckter Alkoven, stieß. Zimmer und Alkoven waren äußerst sauber gehalten, aber von jeder Bierde entblößt. Im Wohnzimmer, zwischen den glänzend gepugten Fenstern, hing ein schmaler kleiner Spiegel, unter welchem ein kleiner Tisch mit einer bunten wollenen Decke stand. Längs der Wand, dem Eingang gegenüber, reiheten sich einfache Stühle von Eichenholz, vor welchen ein blankgebohrter Tisch stand, den stets eine schneeweiße Damastserviette bedeckte. Eine Kommode und ein Schrank, ebenfalls von Eichenholz, und kurze weiße Fenstervorhänge vollendeten das Ameublement des niedrigen, weiß getünchten Gemachs. Links von der Haustür war das Speisezimmer, an welches eine Vorratskammer und die Küche stießen. In ersterem, das ziemlich geräumig war, stand am oberen Ende ein kleiner Webestuhl, auf welchem das im Hause gesponnene feine Garn zu gewissen bestimmten Zeiten im Jahr von einem geschickten Leineweber verarbeitet wurde. In dem oberen Stock des Hauses befand sich rechts von der Treppe ein ziemlich langer, schmaler Saal, wo man außergewöhnliche Gäste empfing; aber auch hier zeigten sich nur weiße Wände, die in oft erneuter Auffrischung die Augen blendeten, ein kleiner Spiegel, ein schmaler, länglicher Esstisch und zu beiden Seiten eichene Stühle und Sofas, ungefähr unseren jetzigen Gartenbänken ähnlich, mit tüchtig harten Polstern und mit buntem Glanzkattun überzogen. Links am Flur lagen die kleinen Zimmer für den Sohn und die Töchter des Hauses und etwaige Gäste. In den Kammern für letztere befanden sich hochaufgetürmte Betten, deren ein Prinz sich nicht hätte schämen dürfen. Alles im Hause, auch die mit Kupfer-, Zinn- und Messingerät reich gefüllte Küche, zeugte nicht von Reichtum, aber von wohlgehaltenem, aufgespartem Eigentum.

So sah es im großelterlichen Hause in Mengerlinghausen aus, und die Bewirtung, welche man da fand, glich der äußeren Einrichtung, sie war einfach und geordnet, aber gastfrei und bequem. Der Großvater, den ich mich nicht erinnere anders als im

Schlafrock, mit einer weißen Zipfelmütze, die ein grünseidenes Band schmückte, gesehen zu haben, war ein großer, hagerer Mann, trotz seiner Kränklichkeit von ungebeugter Haltung und einem sanften, heiteren Antlitz, das recht bezeichnend die edle, milde Richtung seines Charakters ausdrückte, der ihm allgemeine Achtung erworben hatte. Er mochte zu der Zeit, wo meine Erinnerungen beginnen, wohl über siebzig Jahre alt sein. Die Großmutter¹, wohl zwanzig Jahre jünger, war von mittlerer Größe, trug sich ebenso gerade wie ich es oft an meiner Mutter bewundert habe, und war auch wie diese mehr hager als stark. Sie hatte wunderschöne schwarze Augen, belebte, aber etwas strenge Züge und wenig Farbe. Ihre Toilette war äußerst sauber, aber weit hinter der damaligen Mode zurück. Sie trug einen Rock und eine Kartusche² von dunkelgeblütem Ziß — ein feineres Zeug als gewöhnlicher Kattun —, eine blendend weiße Schürze von Leinwand, ein gestärktes Halstuch kreuzweiß über die Taille gesteckt, und eine Backenhaube mit feinen Brabanter Spigen besetzt, unter der ihre noch glänzend schwarzen Haare ungepudert und schlicht gekämmt sich zeigten. Mir kam sie in diesem Anzug wenn nicht hübsch, so doch sehr ehrwürdig vor. Das Hausregiment führte sie gerecht, aber scharf, indem sie selbst mit dem Beispiel unnachlassender Tätigkeit und Pünktlichkeit denen voranging, von denen sie dasselbe forderte. Die noch unverheiratete Tante Antonette oder Nette, wie sie genannt wurde, war ein munteres junges Mädchen von besonders zierlichem Wuchs, schönen Zähnen und unerschöpflich guter Laune. Flink und fleißig bewegte sie sich den Tag über rüstig umher, den Abend aber spann sie, und zwar ein Fädchen, so fein wie die guten Seen im Märchen.

Noch muß ich des ebenfalls unverheirateten Oheims erwähnen, der im Hause wohnte. Onkel August war ein hübscher, ernst blickender, sehr sanfter Mann von etwa dreißig Jahren, seinem Vater adjungiert, dessen Titel er aber, wie ich glaube, damals noch nicht führte.

Zu dieser einfachen Familie paßte mein Vater, welcher auf

¹ Sie starb am 20. Dezember 1809 „im Arm der Nettchen“ (Brief von Sophie an Caroline).

² Wohl eine Jacke. Als Kleidungsstück kann ich Kartusche sonst nicht nachweisen.

seinen Reisen und durch seinen Aufenthalt in Paris, Rom, Neapel und Wien eine ganz andere Welt hatte kennenlernen, allerdings nicht besonders. Die altbürgerlichen, derben Formen der guten Leute verlegten seinen verwöhnten Geschmack, während sie wiederum an seiner verfeinerten Art und Weise manchen Anstoß nahmen, woraus dann ein nicht sehr behagliches Familienverhältnis entstand. Selbst die Mutter hatte als Braut, so zärtlich der Vater sie liebte, unter Anforderungen desselben zu leiden, die sie vermöge ihrer Erziehung nicht befriedigen konnte, obwohl ihre Anmut und Gefügigkeit sie bald fähig machten, in den vornehmsten Kreisen ohne Anstoß aufzutreten. Solange die Mutter als Braut noch im elterlichen Hause lebte, behauptete die Großmutter ihr Ansehen ohne alle mildernde Rücksicht auf des Bräutigams Gegenwart, der, wenn seine Braut „die Woche hatte“, das heißt kochen mußte, entweder genötigt war, sie bei seinen Morgenbesuchen in der Küche aufzusuchen oder zu warten, bis alles fertig war. Derselbe Fall trat bei der Wäsche ein, welche von den Töchtern des Hauses meist allein besorgt wurde. Sehr bezeichnend für die Sitte des Hauses ist es auch, daß die Mutter selbst an ihrem Hochzeitstag um drei Uhr des Morgens aufstehen und eigenhändig den Festkuchen backen mußte, zum äußersten Verdruß ihres Verlobten; aber hier half kein Einreden, kein Bitten, es mußte nach dem Willen der Großmutter gehen.

Mein Vater war in Arolsen angestellt¹, wohnte aber nicht gern dort, da er als Künstler in der kleinen Stadt so gut wie alles entbehrte, und die Mutter konnte sich trotz ihrer gefälligen, leicht verträglichen Natur nicht wohl mit der Stiefmutter und der Stieffchwester des Vaters befreunden, welche im Hause mitwohnten. Tante Luise haßte die Mutter, und ein besonderer Anlaß verstärkte noch ihre böswillige Gesinnung. Sie verstand zu gefallen, wenn sie wollte; in Cassel erzogen, hatte sie sich alle Formen des feinen, geselligen Umgangs und den Grad von Zeitbildung erworben, welcher dem Vater zusagte und ihr einen besonderen Grad von Auszeichnung in der kleinen Residenz verschaffte. So glückte

¹ Seine Tätigkeit in Arolsen soll den Höhepunkt des künstlerischen Interesses der Stadt dargestellt haben.

es ihr, auch in den Gesellschaften des Onkels Frensdorf die Aufmerksamkeit des Fürsten, der nie dort fehlte, in einer Art auf sich zu ziehen, die sehr folgenreich hätte werden können ohne die Einmischung des Onkels. Auf welche Weise der kluge Oheim hinter das beginnende Verhältnis seines regierenden Herrn mit der Tante kam, ist mir nicht erzählt worden. Genug, er fand sich veranlaßt, mit möglichster Schonung einige warnende Winke in der Sache zu geben, und der Vater, im höchsten Grade empfindlich in allen Ehrensachen, hatte eine Erörterung mit der Schwester, durch welche die entstandene Annäherung plötzlich ein Ende fand. Die Tante schrieb nun diesen ihr keineswegs behagenden Dienst der Mutter zu, wahrscheinlich mit dem besten Vorsatz, ihn nach Kräften auf ihre Weise zu vergelten.

Der einzige Verwandte in Arolsen, welcher dem Vater genügte, indem er seiner eigenen Bildung entsprach, war der Regierungsrat Frensdorf, ein Bruder der Großmutter und als rechte Hand des Fürsten ein wichtiger Mann im Ländchen. Er wohnte im Schlosse, prächtig eingerichtet, wie der Fürst selbst, und gefiel sich im ledigen Stand. Die Familie hatte vor diesem Oheim den tiefsten Respekt, er seinerseits liebte die Verwandten von Herzen und zeigte sich deshalb nachsichtiger gegen ihren Mangel an Weltbildung, der weniger aus Unvermögen, das Fehlende sich anzueignen, als vielmehr aus entschiedener Abneigung dagegen entstand, eine Abneigung, die auf Grundsätzen beruhte, welche man jedenfalls achten mußte.

Die Mutter war des Onkels Frensdorf Lieblingsnichte, er sah ihre Verbindung mit einem so geachteten Künstler und wackeren Mann, wie der Vater war, sehr gern und benutzte seinen Einfluß auf Schwester und Schwager, um sie derselben geneigt zu machen. Doch gelang es ihm nicht, ein behagliches Einverständnis zwischen den Seinigen und dem Vater herbeizuführen. Die Hartnäckigkeit der ersteren in vorgefaßten Meinungen und die Reizbarkeit des neuen Familienmitglieds vereitelten jeden Versuch der Art. Mehr aber als alles andere trug zu der bestehenden Disharmonie zwischen den Parteien ein heimlicher Einfluß bei, der von der Tante Luise Tischbein ausging. Seine Heftigkeit abgerechnet, deren Ausbrüchen

die Mutter stets mit Gelassenheit begegnete, wodurch sie ihn am leichtesten entwaffnete, war er aber der beste Ehemann und Vater.

Des Vaters Dienstverhältnisse in Arolsen waren nicht eben bindend; der gute Fürst¹, stets in Geldnot, blieb ihm meist das Gehalt schuldig, war froh, wenn dieser ihn nicht mahnte, und gestattete ihm gern unbedingten Urlaub, den der Vater dann zu mehreren Reisen nach Holland benutzte.

Was ich über euren Großvater für euch niederschrieb, enthielt auch schon manches über meine Kindheit und Jugend. Die erste war nicht besonders glücklich und legte, glaube ich, den Grund zu manchen Fehlern in mir, die ich später mühsam bekämpfte und niemals ganz beseitigte.

Soviel mir erinnerlich, war ich ein sehr kräftiges, heiteres Kind, lenksam und dabei gewiß gutmütig, welche Eigenschaft späterhin nur zu sehr in Schwäche ausartete.

*

Für das Jahr 1783, wo am 5. November dem jungen Paare seine erste Tochter, Caroline, geboren wurde, wie auch für 1784 und 1785 ist ein zusammenhängender Aufenthalt Tischbeins in Arolsen anzunehmen; es ist auch kein Bild in fremden und ausländischen Sammlungen mit diesen Jahreszahlen festzustellen. Dadurch erwarb er sich auch ein Anrecht auf Verlängerung seines Urlaubs in den nächsten Jahren.

Aber im Jahre 1786 ist er vom Februar ab wieder im Haag², wohl mit seiner Frau und seinem vierjährigen Töchterchen³; er hat den Bürgermeister de Poll und Madame Lestevenon damals gemalt, wird aber spätestens im Herbst 1787 heimgekehrt sein, da ihnen dort am 17. November 1787 ihre zweite Tochter geboren ist.

Im Jahre 1788 ist das Paar mit dem älteren Kinde abermals im

¹ Ubrigens hätte Tischbein 1785 nach einem Briefe des Bildhauers Döll an den Herzog von Gotha (bei Beck, Ernst II, S. 260), vom Fürsten das ansehnliche Gehalt von 800 rh. erhalten, in das aber wohl die Naturalien eingerechnet sind.

² Der „Kunstschilder Tischbein“ zahlt am 18. Juli 1786 seine 18 fl. Meistergeld an die Haager Malerzunft „Pictura“ (Archiv d. Nederl. Kunstgeschied 5, 165).

³ Caroline erwähnt nicht, daß sie mitgenommen worden sei; sie kann auch zu Hause gelassen worden, auch Sophie zu Hause geblieben sein. Dann muß Tischbein aber im Januar oder Februar 1787 heimgekehrt sein. Auch die zwei alten Bediensteten waren mit auf der Reise.

Haag, wo es bis zum Herbst 1789 blieb; sie müssen aber am 13. oder 14. September zurückgekehrt sein, denn am 15. September ist Sophiens Vater gestorben, und dazu kamen seine Kinder, nach Carolinens Erzählung, ja gerade noch rechtzeitig nach Hause.

Beiläufig ist dies die einzige Bekundung, die das Kirchenbuch von Mengerlinghausen über die ganze Familie Müller gibt, so daß man anzunehmen hat, diese, an die sich jetzt niemand dort mehr erinnert, müsse einst von irgendeinem anderen Orte dort zugezogen sein¹.

Das Jahr 1790 wird Tischbein in Arolsen verbracht haben; damals traf ihn der Schlagfluß, von dem Caroline erzählt.

Aber im Jahre 1791 ist das Ehepaar, ohne die Kinder zunächst, aber wieder mit „dem alten Philipp“ und seiner Frau als Bedienten, nochmals nach Holland gereist, erst nach Amsterdam, dann auch wieder nach dem Haag; an ersterem Ort hat er den Prediger Kuyper 1791 gemalt. Die Typhuserkrankung war im Sommer dieses Jahres, denn am 20. November spricht er von seiner fortschreitenden Genesung.

Die Kinder sind dann wohl noch vor dem Winter 1791/92 von dem Ehepaare Bunsen ihnen nachgebracht worden.

Diese Reise war ihre letzte und zugleich auch die längste, denn sie dauerte bis zum 7. November 1794, wo die Familie sich in Amsterdam einschiffte, so daß sie um die Mitte des Monats wieder in Arolsen angelangt sein wird².

Meine ersten Erinnerungen führen mich weit zurück, in mein fünftes Jahr, wo ich mit der Mutter den Vater auf seiner dritten Reise (1788) nach dem Haag in Holland begleitete, während meine kleine Schwester der Fürsorge der Stiefgroßmutter und Stief tante überlassen blieb. Im Haag genoß ich den ersten Schulunterricht, dessen ich mich so genau erinnere, daß die Gestalt einer sehr bejahrten Schullehrerin mir noch ganz deutlich vorschwebt. — Wahrscheinlich war ich was man ein artiges Kind nennt, denn ich genoß die als Belohnung geltende Auszeichnung, bisweilen an dem Tisch der alten Großmutter des Hauses speisen zu dürfen, wo es immer

¹ S. S. 15, Anm.

² Es sind wohl mehr Schriftstücke als die hier angegebenen im Waldecker Archiv in Marburg vorhanden, im ganzen sogar 46, aber die Briefe sind vielfach leider nach Ort und Zeit nicht bezeichnet, so daß sie zur Feststellung solcher Angaben nicht zu verwerten sind.

besondere Leckerbissen gab, die mir sehr wohl behagten. Ich war auf halbe Pension in der Schule; ein alter Bedienter, Philipp, brachte mich morgens hin und holte mich abends wieder heim.

Wie dem Vater im Haag als Künstler die erfreulichste Anerkennung zuteil wurde, ebenso gewann der Mutter blühende Schönheit und Anmut ihr alle Herzen, und mit wahrem Triumph führte der Vater sie dort in die Kreise der vornehmen Welt ein, die sich ihm öffneten, sowie bei vertrauten Freunden, die er während seines ersten Aufenthalts dort sich erworben hatte. Zu letzteren gehörte die Familie des Buchhändlers Sander, der Erzieher des Erbprinzen Geheimrat von Euler¹, und der dänische Gesandte Baron von Schubart² mit seiner Frau, einer Base von Scherensbergs. In diesen vertrauten Kreisen verlebten die Eltern ihre genußreichsten Stunden; alle Annehmlichkeiten des Lebens, welche Reichtum gewähren kann, fanden sich hier vereinigt mit gemüthlicher und geistiger Befriedigung; es mag ein wahres Feenleben gewesen sein, und die Eltern genossen es mit freudigem, gewecktem Sinn.

Die Mutter hatte eine wunderschöne Stimme, was den Vater bewog, ihr Unterricht im Gesang geben zu lassen, und sie machte bald so glänzende Fortschritte, daß sie mit Sicherheit in Gesellschaft sich hören lassen durfte und mit Beifall überschüttet ward. Besonders ein portugiesischer Gesandtschaftsattaché, Marquis d'Alghiri, näherte sich ihr; er sang selbst einen schönen Tenor, und dies gab Anlaß zu gemeinsamen musikalischen Übungen, welche dem jungen Mann Eintritt in das Haus der Eltern verschafften. Er benützte die erhaltene Erlaubnis nur zu eifrig auf Kosten seiner Ruhe, indem heftigste Leidenschaft für die reizende Mitsängerin

¹ J. F. Euler aus Zweibrücken war «précepteur de l'Académie noble» in Berlin und wird 1776 précepteur (nicht Erzieher) der vier- und zweijährigen Prinzen Wilhelm, späteren Königs, und Friedrich, mit 2000 fl. Gehalt. 1792 war dieses Amt zu Ende, und er wurde dem Namen nach „Rat in der Justizkanzlei zu Dillenburg“. Er scheint ebenfalls in der Revolution Holland verlassen zu haben, so daß weiteres über ihn nicht anzugeben ist. (Haager Stadt- und Kgl. Hausarchiv.)

² Hermann Freiherr von Schubart war 1788—1799 dänischer Gesandter im Haag, später in Neapel, und ist durch seine Beziehungen zu Thorwaldsen bekannt. Dieser fertigte 1814 für Frau von Schubart das schöne Denkmal an, welches Thiele, Leben und Werke Thorwaldsens, Tafel 84, gibt. Seit 1789 war er mit Jakobe Elis. Willing verheiratet, wohl einer reichen Bürgerstochter.

sich seiner bemächtigte. Feurig, jung, und wie seine bisherigen Erfahrungen ihn gelehrt haben mochten, durch eine liebenstwürdige Persönlichkeit unwiderstehlich, hoffte er auch hier auf einen günstigen Erfolg. Bald aber mußte er einsehen, daß „die schöne Deutsche“, wie man die Mutter bezeichnete, völlig unzugänglich für Huldigungen war, die nach seiner Meinung den Eindruck nicht verfehlen konnten. Der erste Schritt der Mutter, als sie die Leidenschaft des gefährlichen Fremden erkannte, war, ihm auf eine feine Weise jedes Alleinsein mit ihr unmöglich zu machen, indem sie die Musikstunden, welche meist an Vormittagen stattfanden, wo sie allein war, aufhob und so viel Zurückhaltung in ihr Wesen legte, wie ihre natürliche Munterkeit nur gestatten wollte. Dieser Widerstand entflammte den Marquis nur noch mehr, und einst wagte er es bei einem Ball, wo er mit der Mutter tanzte, ihr geradezu seine Gefühle zu gestehen und zu fragen, ob er je Erhörung zu finden hoffen dürfe. Die Antwort der Mutter war ein kaltes, trockenes Nein, während sie den Tanz abbrach und sich von ihm entfernte. Doch fand er Gelegenheit, sich ihr nochmals zu nähern und seine Frage zu wiederholen, welche durch eine ebenso feste Verneinung beantwortet wurde. «C'est donc votre dernier mot, madame?» «Oui, monsieur,» war die Antwort, «pour toujours», und der verzweifelte Liebhaber enteilte der Gesellschaft in einer Aufregung, die von vielen bemerkt wurde. Er schien eine Zeitlang völlig verschwunden, in keinem seiner Zirkel sah man ihn mehr, hörte aber bald, daß er sich in den wütesten Strudel von Genüssen gestürzt habe, und später, daß er tödlich erkrankt sei. — So vergingen Monate; eines Morgens war die Mutter allein in ihrer Stube, als die Türe heftig aufgerissen ward und d'Aghiri, bleich, entstellt, mit sichtlichen Spuren von Verwüstung in seinen sonst so kräftigen, schönen Zügen, eintritt und sich der Mutter mit den Worten nähert: «Eh bien, madame, voilà votre ouvrage, regardez-moi bien!» Das heftigste Entsetzen besiel die Mutter, sie wendet ihre Blicke von der verwüsteten, geisterähnlichen Gestalt ab, und d'Aghiri verließ das Zimmer ebenso schnell wie er gekommen war. Wenige Tage nachher vernahm man, daß er abgereist sei.

Dieser Vorfall konnte die Mutter nicht unberührt lassen und

verleidete ihr den ferneren Aufenthalt im Haag; es kamen auch traurige Nachrichten von dem Gesundheitszustand des Großvaters, dessen Ende man erwartete und der sich unbeschreiblich danach sehnte, die Mutter noch einmal zu sehen. So reisten meine Eltern schneller ab, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten.

Von dieser Rückreise ist mir wenig erinnerlich, desto lebhafter aber hat sich mir die Stunde eingeprägt, wo wir in Mengeringhausen ankamen.

Es mochte Mittag sein, als wir zu Fuß — denn der Wagen konnte in der schmalen, zu beiden Seiten mit ansehnlichen Pfügen versehenen Straße nicht vorfahren¹ — das großelterliche Haus erreichten und das Wohnzimmer betraten. „Tretet sacht ein, lieben Kinder,“ sagte die Großmutter, „der Vater schläft.“ Plötzlich aber rief es aus dem Alkoven, wo der Großvater lag: „Nicht doch, ich bin wach und weiß, daß Fiechchen (so nannte er die Mutter) gekommen ist, laßt sie gleich zu mir.“ Die Vorhänge des Alkovens wurden jetzt zurückgezogen, und die Mutter eilte jetzt mit mir an das Bett des sterbenden Großvaters. So viele Jahre auch schon seit jener Zeit dahinschwanden und so jung ich damals noch war, bewahrt mein Gedächtnis doch noch den Eindruck, welchen meine kindliche Seele in jenem feierlichen Augenblicke empfing. Ich erinnere mich deutlich der beinah schon verklärten Züge des Großvaters, wie er dalag und die verwelkte, zitternde Hand auf das Haupt der Mutter legte, die vor ihm kniete. „So hat denn Gott mein Gebet erhört,“ sagte er, „ich sehe dich noch einmal, mein Fiechchen, und sterbe nun gern.“ Dann winkte er mich zu sich, und ich empfing seinen Segen, worauf er Gott in frommem Gebet unsere Zukunft empfahl. — Warum der Vater nicht gegenwärtig war, kann ich mich nicht entsinnen, ich weiß nur, daß er fehlte.

In der Freude des Wiedersehens schwand des Sterbenden klares Bewußtsein; er legte sich still zurück und phantasierte bis

¹ Das Müllersche Haus steht noch: die sogenannte „Alte Apotheke“ am östlichen Ausgang des Ortes, ein zweistöckiges, hochgiebeliges Haus am Ende der Langen Straße; diese ist an sich nicht so sehr schmal, hatte aber vor den breiten, hohen Bürgersteigen noch die üblichen breiten Dungstätten aller Häuser, so daß ein größerer, breiter Reisewagen, anstatt sie von ihrem Westende zu durchfahren, besser da halt machte.

zu seinem letzten Augenblicke, der am Abend dieses Tages eintrat. Nur von den lieben Engeln, welche sein Lager umschwebten und ihn seinem Vater im Himmel zuführen wollten, sprach er und rief oft aus: „O wie herrlich! O wie schön!“ So starb der Großvater, und Besseres kann ich mir und den Meinigen nicht wünschen, als dereinst auch so einen sanften, seligen Tod¹.

In Arolsen lebten die Eltern, wie erwähnt, nicht gerade unter den angenehmsten Verhältnissen; daran war theils des Vaters mehrgenannte Stieffchwester Luise schuld. Tante Luise war ebenso häßlich, wie meine Mutter schön; sie hatte scharfe, männliche Züge, die Nase von besonderer Häßlichkeit, langgebogen und kupferig, kolossale Gliedmaßen, eine rauhe Stimme, kurz alles an ihr war abstoßend, bis auf ihre Arme und Hände, welche, recht im Kontrast mit ihrer sonstigen Bildung, zart gerundet und blendend weiß waren. An Geist und Klugheit fehlte es ihr jedoch nicht, und sie verstand, wenn sie wollte, zu gefallen und zu imponieren. Mein Vater, dem sie artig zu schmeicheln wußte, hatte viel Neigung zu ihr und glaubte, da er [im Jahre 1791] eine dritte Reise nach Holland unternahm, mich und meine kleine Schwester unbedingt ihrer Liebe und Sorgfalt anvertrauen zu dürfen.

Aus der Zeit kurz vor der Abreise der Eltern erinnere ich mich eines Vorfalls, der tiefen, erschütternden Eindruck auf mich machte und uns beinahe den Vater raubte. Die Eltern erwarteten Gäste, unter andern den damals berühmten Schauspieler Großmann² und seine Tochter, die nachmalige Unzelmann. In den oberen Zimmern war alles festlich geschmückt, einige Gäste waren schon angekommen, und die Mutter stand am Klavier, mit Ordnen einiger Musikstücke beschäftigt, wobei ich zusah; sie hatte den Vater gebeten,

¹ Es war der 15. September 1789. Friedrich Hartwig Müller war zweiundsiebzig Jahre sieben Monate alt; s. S. 15, Anm.

² Gustav Friedrich W. Großmann (1746—1796), Schauspieler, Theaterdirektor und Dichter, war auch ein guter Bekannter der Frau Rat Goethe; seine Stieftochter Friederike geb. Flittner (1766—1844) heiratete 1785 den Komiker Unzelmann, so daß Caroline statt „nachmalige“ hätte „damalige“ schreiben müssen; nach Scheidung von diesem, 1793, wurde sie die Gattin des Schauspielers H. C. Bethmann und als klassische Schauspielerin hochberühmt. Ihr Bild bei N. 133 und Rb. 346. Dasselbst 341 Großmanns Bild.

ihr aus einem anderen Zimmer ein Notenbuch zu holen, und indem er damit zurückkehrte, schwankte er plötzlich und fiel besinnungslos nieder. Ein Schlag hatte die rechte Seite getroffen. Der laute Angstschrei der Mutter zugleich mit diesem Anblick drang tief in meine Seele. An die Stelle der behaglichen Erwartung eines heiteren Festes trat grenzenlose Verwirrung und Jammer.

Sehr langsam erholte sich der Vater wieder, aber sein rechter Arm blieb längere Zeit gelähmt; die beabsichtigte Reise erlitt einen Aufschub von mehreren Monaten, bis der Vater endlich imstande war sie anzutreten, ein Unternehmen, das in jeder Beziehung nicht wohl überlegt war und gebüßt werden mußte, wie es sich später erwies.

Seine früheren Reisen nach dem Haag und die günstige Aufnahme, welche er dort gefunden, hatten dem Vater Holland lieb gemacht; diesmal beschloß er in Amsterdam sein Heil zu versuchen, in guter Zuversicht auf Erfolg. So kam er mit einigen Empfehlungen und eben nicht reichlicher Kasse versehen in Amsterdam an. Bevor er aber noch irgendwo Besuche machen konnte, warf ihn ein böses Fieber nieder, und ein Arzt mußte gerufen werden. Dieser Arzt, Dr. Mitchel, zeigte sich als ein höchst einsichtsvoller, verständiger Mann; der Vater konnte in keine besseren Hände fallen¹.

Die Eltern hatten einen alten Bedienten, den schon genannten Philipp, und dessen Frau mitgenommen; dieses bejahrte Ehepaar nebst einem holländischen Mädchen, das gleich gemietet wurde, besorgte die Geschäfte des Hauses. Kaum aber hatte der Vater sich gelegt, dessen Fieber noch keinen völlig entschiedenen Charakter zeigte, als der alte Philipp von einem bössartigen Nervenfieber befallen wurde und nach wenigen Tagen starb. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit verdeckte die Mutter dem Vater das Nichterscheinen seines alten Dieners, den er ungern entbehrte. Unter die Eigenheiten des Vaters gehörte eine Art Scheu vor Schwererkranken und Toten, ein Gefühl, das er niemals zu

¹ Dr. Janus Peterfen Mitchel, Sohn des Johann Mitchel und der Anna Bollard, war getauft in Amsterdam 1760, studierte in Leiden 1777, ward Arzt in Amsterdam 1781 und starb daselbst schon 1795. Seit 1783 war er verheiratet mit Johanna Jacoba Kips.

bemeistern vermochte. Es galt nun, ohne Lärm und Aufsehen die Beerdigung des Toten zu bewerkstelligen, wozu die Sitte in Amsterdam günstige Gelegenheit bot, indem sich dort sogenannte Leichenbesorger fanden, die für ein bestimmtes Honorar die Leiche übernahmen, in der Stille aus dem Hause schafften und für das Weitere sorgten. Dr. Mitchel empfahl der Mutter einen solchen Mann, und alles ging so in der Stille ab, daß der Vater nichts merkte. An demselben Tage aber, wo die Überreste des treuen deutschen Dieners in holländischer Erde gebettet werden sollten, erkrankte dessen Witwe an dem nämlichen Uebel und wollte als Pflegerin nur die Mutter um sich dulden. Es gehörte eine Natur dazu, wie die Mutter sie glücklicherweise besaß, um zu ertragen, was in dieser Zeit ihr zu leisten oblag; vom Krankenbett des Vaters zu dem der Dienerin eilend, Tag und Nacht ohne Ruhe, mußte sie auch diesen Fall dem Vater noch verheimlichen. Sie ließ ihn die alte Lore mit der Pflege ihres Mannes beschäftigt glauben, und der Vater ahnte die Wahrheit noch nicht. Auch hier zeigte die Krankheit sich tödlich, und nach wenigen Tagen folgte die arme Frau ihrem Manne. Jener nützliche Besorger wurde abermals ins Haus beschieden, und als er das Geld für die Beerdigung auch dieser Toten, hundert Gulden, einstrich, schmunzelte er behaglich, rieb sich, vergnügt die Mutter ansehend, die Hände und sagte: „Mefrow, ich rekommandiere mich.“ Diese Worte trafen die Mutter, wie sie später oft erzählte, wie ein Bliststrahl; unsägliches Grauen befiel sie, und einer Ohnmacht nahe erreichte sie das Bett des Vaters, den sie sanft schlafend fand. Geistig wie körperlich völlig erschöpft, im gewissen Glauben, sie selbst werde nun wohl die nächste Beute des Todes sein als Opfer der ansteckenden Krankheit, fällt sie auf ihr notdürftig bereitetes Lager neben dem des Vaters hin und versinkt bald in tiefen Schlaf. Eine sanfte Berührung erweckt sie endlich, und die Augen aufschlagend erblickt sie den Vater über sie hingebeugt; die gute Mutter hatte von morgens zehn Uhr bis zum späten Nachmittag geschlafen, und der Vater hatte trotz seines Bedürfnisses nach Erquickung nicht gewagt, sie früher aus dem ersten Schlummer, dessen sie seit fast vierzehn Tagen genoß, zu wecken.

Indessen hatte er Zeit gefunden, Betrachtungen über das so gänzlich verschwundene alte Ehepaar anzustellen, die ihn zu dem Schlusse führten, es müsse doch mit ihnen eine ernstere Bewandnis haben, als die Mutter eingestand. Seine erste Frage, als diese sich ermuntert hatte, war also: „Was macht der Philipp und die Lore? sag mir die Wahrheit!“ Die Mutter, rasch entschlossen, erwiderte: „Lieber Mann, sie sind beide begraben.“ Völlig vertraut mit dem Ideengang des Vaters, wußte sie, das Wort „begraben“ werde zwar eine plötzliche Erschütterung, zugleich aber auch eine nachwirkende Beruhigung herbeiführen, dahingegen die Vorstellung, beide krank oder tot im Hause zu wissen, ihn nachteilig aufgeregt haben würde.

Des Vaters Krankheit, welche bisher einen noch unentschiedenen Charakter zeigte, löste sich endlich in ein kaltes Fieber auf, das der verständige Dr. Mitchel als eine wohlthätige Krisis betrachtete und absichtlich nicht gleich unterdrückte, indem er die Natur wirken ließ. Erst nach drei bis vier Wochen wandte er China (wohl Chinin, das nimmt man zur Unterdrückung des Fiebers) an, und diesem Mittel folgte die vollständige, wenngleich langsame Genesung des Vaters, wobei auch jede Spur von Lähmung im Arm verschwand.

Die Dankbarkeit der Eltern gegen den teilnehmenden Arzt war groß, sie nannten ihn ihren sichtbaren Engel in der geprüfsten Zeit ihres Lebens. Seine Frau war aber kein Engel, sondern eine häßliche kleine Figur mit einem vergrämten gelben Gesicht und von einer Eifersucht beseelt, welche ein näheres Freundschaftsverhältnis zwischen dem Doktor und den Eltern sehr erschwerte, da meine Mutter der Frau Doktorin viel zu schön und liebenswürdig war¹. Später erst lernte ich diesen Mann kennen und erinnere mich seiner Züge sehr genau; er hatte ein edles, würdiges Aussehen und ein höchst sanftmütiges, einnehmendes Benehmen.

Mit der Genesung des Vaters stellten sich indessen andere Sorgen ein; die Kasse war fast erschöpft, noch keine Aussicht zu Arbeiten zeigte sich, und an Rimeffen aus der Heimat war, da die

¹ Tischbein hat sie trotzdem gemalt.



Unbekannte holländische Familie



Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling

Stiefmutter die Hälfte des Gehalts bezog, nicht zu denken. — In dieser wirklichen Bedrängnis machten die Eltern die Bekanntschaft eines jungen Mannes namens von Scherenberg; er war der einzige Sohn eines unermesslich reichen Kaufmanns, vollkommen eigener Herr hinsichtlich seiner Ausgaben und ein enthusiastischer Verehrer der Kunst. Ob der Vater an ihn eine Empfehlung hatte, weiß ich nicht genau; vielleicht lernte er ihn durch den Doktor Mitschel kennen¹. Der junge Mann schloß sich aber bald mit ungemeiner Herzlichkeit dem Hause an, bestellte große Arbeiten bei dem Vater, und dieser erlag der Versuchung, eine Summe von zweitausend Gulden als abschlägige Zahlung im voraus anzunehmen. Diese Aushilfe war allerdings damals den Eltern sehr nötig, wenn sie sich nicht der äußersten Beschränkung unterwerfen wollten, und Scherenbergs feines, anhängliches Benehmen konnte allenfalls die Annahme einer solchen Gefälligkeit rechtfertigen; doch war die Mutter damit nicht völlig einverstanden, und wie richtig ihr natürliches Gefühl sie hier leitete, erwies sich in der Folge nur zu klar.

Mit Mut und neuen Kräften begann jetzt der Vater zu arbeiten, und bald erhielt er von allen Seiten so viel Bestellungen auf Porträts, daß er ihnen kaum zu genügen vermochte; außerdem verschaffte Herr von Scherenberg den Eltern Zutritt in die vornehmsten Kreise der großen Stadt, wo beider persönlicher Wert lebhaftere Anerkennung und Auszeichnung fand.

Zu dieser Zeit lebte auch August Wilhelm von Schlegel² in Amsterdam als Erzieher eines vornehmen jungen Holländers und wurde sehr genau mit den Eltern bekannt, insofgedessen sie die Familie seines Zöglings, deren Name mir entfallen ist, häufig besuchten.

¹ Wohl durch Schubart, s. o. S. 42.

² A. W. von Schlegel (1767—1845), weit größer als Kritiker und Übersetzer denn als Dichter, hatte nach Vollendung seiner Studien in Göttingen 1791 diese Stellung bei dem Bankier Muilman in Amsterdam angetreten und blieb in ihr bis zum Sommer 1795. Auch mit seinem jüngeren Bruder Friedrich (1772—1829), der ihn an Begabung noch überragte und der eigentliche Begründer der Romantischen Schule ward, wurden Sophie Tischbein und ihre Töchter 1799 noch bekannt (siehe unten).

Während des Aufenthaltes der Eltern in Holland erlebten wir Kinder in der Heimat wenig erfreuliche Tage; besonders ich hatte von der Unliebenwürdigkeit, Härte und Abneigung der Stief tante so viel zu leiden, daß ich völlig verschüchtert und fast schwermütig wurde, auch körperlich verfiel.

Nie habe ich eigentlich begreifen können, warum die Tante Luise mich nicht leiden mochte, aber es war nur zu gewiß, daß sie mich quälte und unterdrückte, wo sie es immer vermochte. Jeder Erguß meiner kindlich frohen Laune wurde bekrittelt, gescholten und nicht selten mit schweren Ohrfeigen gestraft. Man zwang mich in die strengsten Formen sklavischer Unterwürfigkeit; was ich sagte, hieß dumm; mit der kleinen Schwester sollte ich nicht spielen, weil ich ungeschickt sei; meine Kleidung mußte schlecht sein, und ich erinnere mich, daß die Tante einst ein schönes Stück Musselin und eine breite rosa Schärpe, welches beides die Eltern mir geschickt hatten, beim Auspacken der Großmutter, die es mir reichen wollte, aus der Hand riß, als viel zu gut für ein so schmutziges, dummes Ding, und den Staat für sich behielt. Die Folgen dieser Behandlung waren, daß mein von Natur offenes, mitteilendes Wesen sich änderte; ich wurde wortkarg und scheu, indem zugleich meine sehr reizbare Phantasie, für den äußeren Zwang sich entschädigend, mich in eine Traumwelt versenkte, die mir Ersatz für die harte Wirklichkeit bot. Daraus entstand denn freilich ein neuer Fehler, Zerstreuung, welcher, obgleich schwer bestraft, immer mehr Nahrung fand, indem ich nach jedem erlebten Verdruß mich nur schneller und begieriger den phantastischen Bildern zuneigte, die mich erfüllten und, so klein ich war, eine ziemlich romanhafte Richtung nahmen.

Ich erhielt im Lesen und Schreiben Unterricht bei einem Herrn Magister Reiß, den ich trotz seiner ausnehmenden Häßlichkeit sehr liebte; täglich ging ich auf ein paar Stunden zu ihm und zeigte mich so gelehrig, daß ich meinem Lehrer bald für ein kleines Wunder galt. Es waren ruhige, angenehme Stunden, die ich in der kleinen, wohnlichen Stube des „Herrn Magister“ zubrachte, wo er mich denn gewöhnlich mit recht süßem Reiskreis bewirtete. Ich hatte Zutrauen zu ihm gefaßt, und mein Herz, der Mitteilung

bedürftig, schloß sich allmählich wieder auf, als ein dummer Scherz des guten Mannes mich für immer von ihm abwandte. Ich hatte bei ihm gegessen, und nach Tisch bereitete er sich zum Ausgehen vor. Als ich ihn frug, wohin er gehen wolle, antwortete er mit ernsthaftem Gesicht, er wolle mich in die Kirche führen, wo ich mit ihm getraut und seine kleine Frau werden solle. Meine Antwort auf diesen Scherz war ein lautes Aufschreien und so rasches Entfliehen, daß weder er noch die dicke Haushälterin mich einholen konnten. Mehrere Tage vergingen, ehe ich mich beruhigte, und der gute Magister war genötigt, der Tante den Scherz und meinen Schrecken zu entdecken. Sie zankte mich trotz aller Fürbitten des gutmütigen Lehrers tüchtig aus und zwang mich wieder zu ihm zu gehen. So wurde der Unterricht fortgesetzt, doch meinerseits nicht mehr mit dem früheren Eifer. Der Herr Magister hatte mein Vertrauen verwirkt, und niemals ließ ich mich wieder bereden, sein Mahl zu teilen.

Zu Hause übte ich mich dagegen um so fleißiger und fand bald großes Vergnügen daran, meine Gedanken mit der Feder auszudrücken; die beschriebenen Blätter aber wanderten nach kurzem Ergögen daran aus Furcht vor der bösen Tante ins Feuer.

Ganz in mich zurückgezogen in der Überzeugung, niemand meine es gut mit mir, versiel ich in eine Schwermut, welche den nachtheiligsten Einfluß auf meine bis dahin kräftige und gesunde Natur ausübte. Ich schlief nachts wenig oder gar nicht, hatte keinen Appetit und weinte viel, wenn ich allein war.

Im Wohnzimmer der Eltern hing ein lebensgroßes schönes Bild, vom Vater gemalt, welches beide in täuschender Ähnlichkeit darstellte¹. Vor diesem Bilde habe ich oft stundenlang gekniet in heißen Tränen und Gott um Erlösung von meiner Qual gebeten. Einmal erwischte mich die Tante dabei, und es regnete Ohrfeigen. Endlich kam ich auf den Einfall, das Herz der zürnenden Tante erweichen zu wollen; ich faßte Mut und ging auf ihr Zimmer, wo sie saß und malte. In der Thür schon fand ich Anlaß, mein Unternehmen zu bereuen. „Was willst du hier?“ fuhr sie mich barsch

¹ Es ist leider verschollen.

an. „Ach, liebe Tante,“ erwiderte ich, vermutlich kläglich genug, „ich wollte Sie nur bitten, mir zu sagen, warum Sie immer auf mich böse sind, da ich doch nichts Böses tue!“ Wütend, ohne mich nur eines Wortes zu würdigen, sprang sie auf, und eine tüchtige Ohrfeige war das einzige Ergebnis dieses mißlungenen Versuchs.

Eine Quälerei, die die Tante unter anderen gegen mich übte, war, mich zu zwingen, Speisen zu essen, die mich ekelten. So gab es im Winter einen eingemachten Kohl — Kumpus hieß, glaube ich, das abscheuliche Zeug¹ — den ich nicht essen konnte ohne mich zu erbrechen. Sowie Tante Luise dies merkte, bekam ich mehrere Tage hintereinander nichts weiter als diesen Kohl und ein Stück Brot; es galt, ihn hinunterzuwürgen oder Ohrfeigen zu erhalten, eine böse, aber unvermeidliche Wahl!

Eine Cousine der Mutter, Marianne Giesecken, die Braut des Justizrats Bunsen in Arolsen², klug und scharf beobachtend, durchschaute die Tante, machte zunächst die Verwandten auf meine Kränklichkeit aufmerksam und erbot sich, als genaue Freundin der Mutter, ihre Wahrnehmungen dieser mitzutheilen und es den Eltern eindringlich zu sagen, daß eine Änderung in bezug auf mich und meine Schwester unerläßlich sei, da so letztere moralisch, ich physisch zugrunde gehen müsse. Betty wurde nämlich im schärfsten Gegensatz zu mir wie ein Schoßhündchen gehalten und gehätschelt und dadurch zu einem recht verzogenen, eigensinnigen Kinde gemacht. Sie durfte mit mir umgehen nach Gefallen, mich kragen, beißen und schlagen, und ich dagegen war angewiesen, ihrem kindischen Willen in jeglichem Verlangen Genüge zu tun. Sehr viel Böses hätte bei einer längeren Dauer dieses Zustandes entstehen können, aber noch zeitig genug für unsere schwesterliche Liebe und Bettys Heil sollte die schwerste Zeit meines kindlichen Lebens ihr Ende finden. Der Zorn des Vaters, als er die Mittheilungen der Cousine Marianne erhielt, soll fürchterlich gewesen sein. In der ersten Aufwallung wollte er von der bösen Stiefschwester und der schwachen Stiefmutter ganz seine Hand abziehen, aber auf der Mutter gut-

¹ Kumpes, Kumps, Kumpst, eingesäuerter ganzer Kohlkopf.

² Tischbein hatte schon 1790 Bildnisse der beiden Brautleute gemalt (siehe Verzeichniss).

mütige, eindringliche Bitten ging er doch von diesem Vorsatz ab und sann nur auf Mittel, uns von ihnen zu entfernen, wozu ein sehr geeigneter Einfall der Cousine das Mittel bot, indem sie den Eltern vorschlug, sie und ihr Gatte wollten nach ihrer Hochzeit, die nahe bevorstand, uns auf ihrer beabsichtigten Reise nach Holland mitnehmen. So geschah es denn auch, und ich vermute, die Tante geriet in nicht geringe Bestürzung über dies völlig unerwartete Ereignis. Ich dagegen war trunken vor Freude und konnte kaum die Zeit der Abreise erwarten. Die acht Tage, die bis dahin noch verliefen, wurden von der Tante benutzt, um mich noch mit heuchlerischen Zärtlichkeiten zu überhäufen, ein Benehmen, das mich mehr in Verwunderung versetzte als rührte, denn ich bestieg den Wagen ohne eine Träne zu vergießen.

Unsere Reise ging glücklich vonstatten. Das junge Ehepaar, von Lust und frohem Mut beseelt, machte auch uns Kindern die Reise so angenehm wie möglich; aber je näher wir dem Ziele kamen, je bänglicher schlug mein Herz. Nach dem ersten Freudenrausch über die Aussicht, der bösen Tante zu entkommen, mußte ich doch oft daran denken, daß sie mir bei ihren Züchtigungen versichert hatte, es werde damit noch ganz anders kommen, wenn ich erst wieder bei den Eltern sei, die noch viel weniger Nachsicht mit mir haben würden, als sie mir bewiese. Mein Selbstvertrauen war so gering, daß ich in der That fürchtete, die Eltern könnten viel an mir auszusetzen finden, und als wir die uns entgegenkommenden Eltern treffen sollten, stieg meine Befangenheit so, daß ich fast ohnmächtig in die Arme des Vaters fiel, der am Wagenschlag uns in Empfang nahm. Die lebhaften Liebkosungen der Eltern schienen mir ein schöner Traum, aus dem ich doch immer zu erwachen fürchtete. Wir hatten das kleine Städtchen — wie es hieß, weiß ich nicht — schon am Vormittag erreicht, und ein von den Eltern bestelltes Mahl sollte das Fest des Wiedersehens verherrlichen; aber ich konnte zuerst nicht essen, und als beim Dessert einige Näscherien vorkamen, die ich mir wohl hätte gefallen lassen, überkam mich die Erinnerung, wie die Tante mir stets verboten hatte, dergleichen anzunehmen, so beängstigend, daß ich dankte, als die Mutter mir davon geben wollte. Auf ihre Frage, ob ich dergleichen

nicht essen möge, antwortete ich: „Doch! aber ich darf ja nicht“ und zugleich brach ich in heftiges Weinen aus. „Was ist nur dem Kinde?“ sagte der Vater; aber ich weinte immer heftiger statt zu antworten, bis die Mutter mich in ein Nebenzimmer führte und es ihren liebevollen Fragen gelang, meine Zurückhaltung zu überwinden. Ich bekannte ihr meine Angst und bat sie mich ja immer zu lieben, da ich ganz gewiß den Vorsatz habe, immer artig zu sein. Diesem ersten Auftauen, wie ich es nennen möchte, folgte aber bald wieder ein scheues Zurückziehen, und nur allmählich konnte ich mich in ein Glück finden, das mir fast zu groß schien. Es dauerte lange, bis ich meine ursprüngliche Heiterkeit auch nur zum Teil wiedergewann. In der ersten Zeit entlockte eine liebkoosende Benennung der Eltern mir immer Tränen, und wenn der Vater, ungeduldig darüber, sagte: „Ich begreife nicht, was die Lina will“, erschrak ich, und die Furcht, ihm mißfallen zu haben, warf mich in meine alte Blödigkeit zurück.

Meine Schwester war jetzt [1792] fünf, ich neun Jahr; Betty war ein bildschönes Kind; wie ich ausah, weiß ich nicht, wohl aber, daß die Eltern sich über meine zunehmende frische Farbe und Rundung freuten. Herr von Scherenberg, unser täglicher Gast, gewann mich lieb und wußte mir stets eine kleine Freude zu bereiten. So beschenkte er mich unter anderem mit einer vollständigen kleinen Kinderbibliothek, worunter Weißes „Kinderfreund“ und Campes Reisebeschreibungen, vor allem aber der Robinson mich unbeschreiblich anzogen. Die lieben Bücher eröffneten mir einen Himmel voll Entzücken; ich konnte nicht davon kommen, und die Mutter sah mir wohl zu sehr diesen Hang zum Lesen nach, wie sie denn überhaupt mit ihrem praktisch tätigen Sinn durchaus nicht vermochte in meinen Ideengang einzugehen; ich fühlte bald, daß sie mich nicht verstand, und meine Mitteilungen über das Gelesene, besonders wenn es rührende waren, ihr nicht ans Herz gingen. „Linchen, das ist dummes Zeug,“ pflegte sie zu sagen, „es ist ja nur erfunden, wer wird so närrisch sein und darüber weinen!“ — Daß so manche rührende Dinge, die ich las, bloß sollten erfunden sein, wollte mir gar nicht in den Sinn, so etwas, dachte ich, müßte sich auch erleben lassen. Ich ahnte damals noch nicht, wie viel Erheblicheres noch

als das, was meinem Kinderinn Tränen entlockte, ich später in der Wirklichkeit zu erleben bestimmt war.

Die Eltern gingen in Amsterdam viel in Gesellschaft, und wir Kinder blieben oft des Abends der Aufsicht einer Art von Kammerfrau überlassen, welche dazu eigentlich nicht recht paßte; sie gab sich wenig mit uns ab; ich saß in meine Bücherwelt vertieft, und Betty war leicht durch irgendein Spielwerk genügend beschäftigt. Gemeinsame Spiele trieben wir damals noch nicht; ich war zu ernst und Betty ein stilles Kind, das mit einer Puppe im Arm oder einem Bilderbuche oft stundenlang spielte, ohne meine Teilnahme daran zu wünschen.

Es war im Herbst [1792], wie ich meine, daß Betty und ich nach Amsterdam kamen¹, und im Frühjahr [1793] bezog der Vater ein kleines in der Nähe der Stadt gelegenes Landhaus, welches zu einer sehr weitläufigen Besitzung gehörte, die Scherenberg in der Gegend gekauft hatte. Das Herrenhaus, nach Scherenbergs Plan erbaut, war neu und auf viele Gäste eingerichtet, die sich denn auch dort zusammenfanden. Unser recht elegant eingerichtetes Häuschen war nur klein und lag mitten in einem großen, wohlgehaltenen Garten, in dem wir Kinder manche Ergözung fanden. Außer Scherenbergs Schloß befand sich vielleicht hundert Schritte von unserm Landhaus die Villa Cemenes eines Landedelmannes, eines Herrn van der Kott, der vier Kinder hatte, mit denen ich bald ziemlich vertraut wurde. Frau van der Kott, eine große, majestätische, sehr berühmte Frau, hielt ihren Kindern eine französische Gouvernante, und nach einer Übereinkunft mit meinen Eltern durfte ich an den Lehrstunden, welche nachmittags gehalten wurden, teilnehmen. Auf diese Weise lernte ich Französisch, und mit verdoppeltem Eifer, da man mir versicherte, es gebe ganz prächtige französische Bücher für Kinder. Die Gouvernante war mir vorzugsweise geneigt; sie hatte weniger Not mit mir als mit ihren Eleven. Ich wurde den Kindern immer als Muster dargestellt. Das freute mich nun wohl, aber ich mochte niemand gern gekränkt sehn und hatte immer, wenn die Gouvernante die Kinder

¹ Die Familie bewohnte ein Haus in der Keisersgracht (= Kaiserkanal).

zankte, eine Entschuldigung für sie bereit oder gab ihnen vor der Stunde so gute Worte, daß sie mir zuliebe sich oft zusammennahmen. Dieser Landaufenthalt befestigte die Gesundheit des Vaters, wie er auch uns Kindern gedeihlich war, und wir kehrten im Spätherbst vergnügt nach Amsterdam zurück, wo viele Aufträge den Vater erwarteten. Die Bekanntschaften der Eltern hatten sich vermehrt, man drängte sie mit Einladungen, sie mußten dem Strom nachgeben, was allerdings für den Vater als Künstler manchen Vorteil hatte, aber auch die nachteilige Folge, daß wir Kinder mehr allein blieben als uns taugte.

August Wilhelm Schlegel und Karoline Böhmer

Da August Wilhelm Schlegel und seine Gattin Karoline wohl die geistig am höchsten stehenden Persönlichkeiten sind, mit denen das Tischbeinsche Ehepaar in so enge, auch des literarischen Interesses nicht entbehrende Beziehungen getreten ist, so möchte der Herausgeber nicht unterlassen, der Erzählung Caroline Tischbeins noch etwas ausführlichere Bemerkungen voranzuschicken.

Karoline Böhmer (1763—1809), die begabteste der damaligen „vier berühmten Göttinger Professorentöchter“ — die anderen sind Therese Heyne, Philippine Gatterer, Dorothea Schlözer —, war die Tochter des berühmten Orientalisten Michaelis; 1788 verlor sie nach vierjähriger glücklicher Ehe ihren Gatten, den Bergarzt Böhmer in Claustal. Nachdem sie zu den Ihrigen zurückgekehrt war, zwei Jahre in Marburg gelebt, auch ihre Jugendfreundin Therese Heyne (die zweitbegabte jener vier, die mit Georg Forster verheiratet war) für einige Wochen in Mainz besucht hatte, siedelte sie mit ihrer siebenjährigen Tochter Auguste Böhmer 1792 im Frühjahr dahin über, wohnte zwar nicht, lebte aber viel in Forsters Hause. Nicht sie hat sich aber zwischen das Paar gedrängt, sondern L. F. Huber, der seinen Bund sprengte; obwohl er mit Dora Stock, Theodor Körners Tante (siehe unten) verlobt war, hat er auch Therese ein Jahr später geheiratet. Karoline hat auch Forster nicht in die Revolution hineingetrieben, der in seiner Schwärmerei für diese ganz seinem eigenen Triebe folgte. Auch mit ihrem Schwager Böhmer, dem Sekretär des Generals Custine, der Mainz am 21. Oktober 1792 eingenommen hatte, unterhielt sie keinerlei Beziehungen. Trotzdem wurde sie Mitte April 1793, als sie eben die von den preussischen Truppen schon eingeschlossene Festung verließ, in Frankfurt verhaftet und mit ihrem fünfjährigen

Töchterchen auf das kleine feste Schloß in Königstein, dann in das vom nahen Cronberg gebracht und neun Wochen lang unter unwürdiger Behandlung festgehalten.

Wohl war ihr Verhalten in Mainz auffällig und etwas abenteuerlich, wird aber der „Kurfürstlich Mainzischen Regierung“ nicht sehr gefährlich und schädlich gewesen sein! Trotzdem hat die Hannoversche Regierung sie verbannt, wie auch Forster von Kaiser und Reich geächtet ward.

Schlimmer war, daß sie in jenem Treiben in ein leidenschaftliches Verhältnis zu einem viel jüngeren, erst neunzehnjährigen französischen Leutnant, Dubois-Grancé, trat, das, wie sie in ihrer Haft — nicht zu ihrer Verzweiflung, denn sie verzweifelte nie, aber doch — zu ihrem größten Schrecken inne ward, nicht ohne Folgen blieb.

Wer sie befreite, war übrigens nicht August Wilhelm Schlegel, wengleich auch er, gleich bei ihrer Verhaftung von ihr angerufen, sich eifrig, besonders bei Wilhelm v. Humboldt, der als Student in Göttingen mit Therese Heyne beinah verlobt war, für sie bemühte: es war mehr als alle ihre anderen Fürsprecher — Humboldt, Dalberg, die Professoren Schlözer und Böhmer in Göttingen, der Kurfürst von Mainz und andere — ihr Bruder Philipp, Arzt in Marburg, der sie durch seine von weiblicher Seite unterstützte Anrufung des Königs von Preußen befreite.

Aber Schlegel wurde nun in weit höherem Maße ihr Retter: er war zwar am 19. Juni noch in Amsterdam, muß aber dann bald zu der am 11. Juli Befreiten abgereist sein. Er traf sie in Frankfurt und geleitete sie nun nach Leipzig, wo auf seine Fürsprache der Buchhändler Göschen zunächst sie in sein Haus aufnahm und sie dann bei einem alten Arzt im drei Meilen entfernten altenburgischen Städtchen Lucka unterbrachte. Damals erhielt Schlegel von der seit Jahren vergeblich Umworbene eine bestimmte Zusage zu einer Vermählung; aus Dankbarkeit, nicht aus Liebe, nur um sich und ihre Kinder zu versorgen, tat sie den Schritt, den sie nicht hätte tun dürfen, wenn sie sich selber treu bleiben wollte — was sie sonst in ihrem Leben unwandelbar tat. Innerlich haben sich beide daher auch nie gefunden.

In Lucka nahm sich Wilhelms Bruder Friedrich, von Leipzig aus oft bei ihr erscheinend, auf Wilhelms Bitte der Einsamen treulichst an, indem er seine rasch auffpringende eigene Liebe zu ihr aus Bruderliebe niederhielt.

Am 3. November 1793 genas sie eines Knaben, der auf Kosten seines Vaters und seines Großvaters, des auch von Goethe wie von ihr gerühmten Generals d'Oyré, zwar bei guten Pflegeeltern untergebracht ward, aber 1^{1/2} Jahre alt am 20. April 1795 starb.

Friedrich Schlegel, vor dessen Geist ein Schleiermacher ehrfürchtig

verstummte, sah wiederum an ihr in steigender Bewunderung ihres glänzenden Geistes hinauf und hatte nach seinem eigenen Geständnis es ihr zu danken, daß er einen Halt im Leben gewann. Sechs Jahre dauerte die treue Freundschaft beider und wurde erst im Winter 1799/1800 zerrissen, nachdem Friedrich mit Dorothea Veit in Wilhelm und Karolinens Haus in Jena gezogen war, beide Frauen sich aber nicht vertragen.

Karoline Böhmer ging Februar 1794 von Lucca zu ihrer Freundin Gotter nach Gotha und im April 1795 nach Braunschweig zu ihrer Mutter. Dorthin kam Wilhelm im Sommer nach Lösung seiner Erzieheraufgabe in Amsterdam mehrmals zu ihr und führte sie nach ihrer Vermählung am 1. Juli 1796 nach Jena, wo sie nun für sieben Jahre eine Heimat fand, geradezu den Mittelpunkt des genialen Ersten romantischen Kreises bildete, den sie besonders zu Goethe hinzuführen wußte, und in allseitiger, selbsttätiger Teilnahme an ihres Mannes wissenschaftlicher, besonders kritischer und Übersetzungstätigkeit dessen unentbehrliche Beraterin und Mitarbeiterin war.

Aber noch vor dem Tode ihrer fünfzehnjährigen Tochter Auguste — von der Caroline Tischbein unten ausführlicher erzählt — erkaltete ihr Verhältnis zu Schlegel, von dem sie sich weg zu Schelling wandte. Am 17. Mai 1803 geschieden, ward sie mit diesem am 26. Juni von dessen Vater in Murrhardt in Württemberg getraut und lebte mit dem großen Philosophen noch sechs Jahre lang in Würzburg und München in glücklichster Ehe bis zu ihrem Tode am 1. September 1809, der auf einer Reise mit ihm in Maulbronn bei dessen sie auch aufs höchste schätzenden Eltern erfolgte.

Sie war eine der begabtesten Frauen ihrer Zeit: „Ein eignes, einziges Wesen“, wie Schelling schreibt, „das man ganz oder gar nicht lieben mußte, ein Meisterstück des Geistes, das edelste Herz“, hätte sie nach Schlegels Zeugnis als Schriftstellerin glänzen können, wenn ihr Ehrgeiz darauf gerichtet gewesen wäre.

Am schärfsten ist mit der „Kulturdame“ Johannes Janssen¹ ins Gericht gegangen; aber trotz aller Anklagen werden viele die milde Auffassung der geistreichen Ricarda Huch teilen, die in ihrem schönen Buch „Die Blütezeit der Romantik“ sie ihren Lesern lieb zu machen weiß. Sie ist nach keinem anderen als ihrem besonderen und eigenen Maßstab zu beurteilen.

Karolinens wunderschöne Briefe hat kein Geringerer als Georg Waig zuerst herausgegeben, 1871, unter dem einfachen Titel „Karoline“, unter dem auch wir fortab anführen, mit einem Nachtrag von 1882. Die Bilder der Mutter wie der Tochter von Tischbeins Hand sind darin zu finden, in Jena

¹ Zeit- und Lebensbilder, 2. Aufl., S. 156—233.

gemalt 1798 (s. auch Tafel 6 und 14 dieses Buches). Das Buch ist von Erich Schmidt 1913 vermehrt und sorgfältigst erläutert und mit Register versehen worden, wodurch es erst recht erschlossen und noch wertvoller geworden ist. Den beiden, auch verbesserten, Bildern ist dasjenige Schellings nach Friedrich Tieck's Büste zugefügt worden.

„S.“ (Sophie Tischbein)

Es hat mehr als hundert Jahre lang, von Friedrich und Karoline Schlegels Tagen an bis zur neuesten Zeit die Neugierde der Freunde August Wilhelm Schlegels und später der Literaturhistoriker gereizt, hinter das von ihm jahrelang sorgfältig gehütete Geheimnis zu kommen, wer „die Sophie“ in Amsterdam war, der dieser seine glühende Verehrung gewidmet habe.

Erst vor vier Jahren hat nun Otto Fiebiger¹ aus meiner Veröffentlichung vom Jahre 1896 richtig herausgefunden, daß Sophie Tischbein deren Gegenstand gewesen ist!

Gewiß, alles stimmt zusammen! Friedrich Schlegel spricht in seinen Antworten² auf die leider verloren gegangenen Briefe Wilhelms, in denen dieser seine Angebetete — gewiß auch aus Schonung für das Tischbeinsche Paar, aber auch aus den unten erwähnten Gründen — immer nur als „S.“ bezeichnet, nur so lange von ihr, wie die letztere in Amsterdam war, nämlich vom Juli 1792 bis zum 7. November 1794; — sie wohnte ferner 1794 „auf dem Lande“, was Caroline Tischbein hier mitteilt; sie war „eine Deutsche, keine Holländerin“; — sie „sang vorzüglich“; „ihr Mann gehörte zu Schlegels Freunden“; sie war „eine schöne Frau von wahrer Weiblichkeit“.

Und noch im selben Monat, in dem Tischbeins Amsterdam verließen, entschließt sich Wilhelm Schlegel, der doch vor den Franzosen nicht die Angst wie Tischbein hatte, Holland zu verlassen.

So ist es denn Sophie Tischbein, auf welche die vier schönen Sonette Schlegels gehen, die zueinander gehören und deshalb in Wilhelms Sämtlichen Werken I, 333—336 zusammengestellt sind, obwohl nur das erste „Gesang und Ruß“, das 1799 in Schillers Musenalmanach erschien (nicht die drei folgenden „An Doris“, „Auf die Arme der Geliebten“, „Flucht der Stunden“), durch Friedrich Schlegels Brief vom 4. Juli 1792 diesem Jahre zugewiesen werden kann.

¹ Grenzboten 1917, S. 302—313, 332—341, s. auch S. 8, Anm.

² Schöne Ausgabe von Oscar F. Walzel, Berlin 1890.

Überraschend ist nur die Selbsttäuschung des als eitel und selbstgefällig schon bekannten vierundzwanzigjährigen Dichters, die ihn sich einbilden ließ, er habe das Herz der fast sieben Jahre älteren, im schönsten Familienglück lebenden, dazu pflichttreuen Frau im Sturme erobert, die sich in ihrem Leben ohne jeden Tadel erhalten hat und von keinem Verdacht je berührt wurde!

Ein so verwerfliches Entgegenkommen hätte diese, ohne sich zu entwürdigen und wegzurwerfen, einem jungen Mann gegenüber, den sie noch oben drein in den Fesseln der „genialen Hexe“ wußte, niemals zeigen können, einem Mann, der zwar durch Liebenswürdigkeit gefallen konnte, aber auch nie eine starke Leidenschaft selbst weder empfunden noch erregt hat.

Freundlich und gütig war sie ja gegen jedermann, mag sie auch dem sie Verehrenden, dessen Gefühle ihr bald sichtbar wurden, ihrem Sprachlehrer, dem sie in vielen Dingen dagegen, als die sieben Jahre Ältere, als Weib, überlegen war, sich so erwiesen haben; sie mag ihm auch dauernd von Herzen gut gewesen sein, wie ja auch ihre späteren, ihm mit ihrem Gatten zusammen geschriebenen schönen Briefe (bei Tiebiger a. a. D. 308 f., 310, 332—337, 341) bekunden; aber harmlos, nie das Maß des Erlaubten überschreitend, sind ihre Freundschaftserweisungen zweifellos immer gewesen.

Wie vertrugen sich überhaupt tiefe, heiße Gefühle Schlegels für diese Frau in seinem Sinn mit denen, die ihn für Karoline Böhmer seit Jahren erfüllten, um die er unter den Augen des Tischbeinschen Paares kämpfte und rang mit mahnenden Briefen nach Mainz, wo sie ihm untreu war, und für die er gleichzeitig seinem Bruder gegenüber so ähnliche Gefühle äußerte, daß man in dessen Briefen ab und zu zweifelt, welche der beiden Frauen denn eigentlich gemeint sei!

Diese Frau, Karoline Böhmer, hat er sich um jeden Preis erringen wollen, selbst um den seiner Mannesehre, und hat sie sich auch gerade in jenen Zeiten, im Sommer 1793, durch ihre feste Zusage gewonnen!

Und da sollte Sophie sich dazu hergegeben haben, sich mit ihm, neben der Böhmer, auf ein Liebesverständnis einzulassen? Für seine jahrelangen Schmerzen um Karoline Böhmer hat er sich durch diese dem Bruder offen gezeigte, durch seine Geheimnistuerei nur noch mehr anreizende Schwärmerei für eine andere entschädigen, hat er sich vor Friedrich ein Ansehen geben, hat er seine Geliebte selbst eifersüchtig machen wollen, indem er in dichterischer Freiheit bei Sophie Erfolge zu haben sich einredete und vorgab! Und das letztere hat er erreicht, wie Friedrichs Briefe zeigen, in denen er Wilhelm mit Bitten um Schonung der gerade damals so schwer Bedrängten bestürmt!

Diese angeblichen Erfolge, durch die er dem Bruder imponieren will

und die er zu seinen Gunsten bei Karoline Böhmer verwerten soll, reizen den zynisch gesinnten, damals ein lockeres Leben führenden Bruder Friedrich zu einem unbegründeten Frohlocken, wodurch er aber vielleicht auch Wilhelm zu den ersehnten, immer neu geforderten weiteren Mitteilungen über das Verhältnis zu „S.“ antreiben will.

Und so hat Wilhelm dann auch ihm gegenüber seine „Erfolge“ übertrieben, anstatt jeder Mißdeutung zu steuern.

Welch gemeinen Undanks mußte sich Schlegel nun gar betrußt werden, als er seinen gastlichen, gütigen — angeblich von ihm betrogenen — Freund Tischbein um ein Porträt von sich bittet, das er Karoline Böhmer auf ihren Wunsch schickt und wohl nicht teuer — wenn überhaupt — bezahlt hat! Und dies Bild hat Tischbein an Friedrich Schlegel nach Lucka geschickt, und dieser hat erst etwas versehen müssen, um es unter Erlegung von 7 Talern 16 Gr. Postporto ausgeliefert zu erhalten; — und dieses Bild hat die Böhmer in ihrer schweren Stunde verlangt und alsbald nach derselben sich geben lassen, und nur bedauert, „daß es ihr die Hand nicht geben könne“¹! — Und er, Friedrich, auch ein „anmutiger, würdiger Lump“ (wie Karoline den Freund Ludwig Tieck nennt), der lebenslang nicht aus den Schulden kam, und dem ein Heinrich Heine vorwerfen konnte, „er habe das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Almosen des beleidigten Gatten gelebt“, der drängt den Bruder immer vorwärts in seinem vermeintlichen „Verhältnis zu Sophie“ und wünscht Schilderung seiner „Erfolge“! Eine ekle Vorstellung in der That!

Es ist doch sehr zu fürchten, daß diese „Erfolge“ recht mager geblieben sein werden, und daß die in den Sonetten erwähnten „schönen Arme der Geliebten“, wenn er von ihnen „gehegt werden“ und in ihnen „den Himmel finden und dem Sekundenschlag an ihrem Busen lauschen, jeden Odemzug nach Küffen zählen, Lust und süße Gunst genießen“ wollte, „dem Lauscher“ eine derbe Ohrfeige und dem Kußlustigen eine saftige Maulschelle versegelt und daß die Besizerin jener Reize jeden weiteren Verkehr mit ihm schroff abgebrochen und sich zu ihrem Gatten geflüchtet haben würde!

Hätte die reife Frau und Mutter durch ein Liebeseinverständnis mit dem fast sieben Jahre jüngeren, dessen nicht sämtlich durchaus edlen Eigenschaften sie mit ihrem sicheren weiblichen Instinkt gewiß richtig zu werten verstand, sich dazu hergegeben, „die Wunden, die dies Herz kaum überstanden“ (von Karoline Böhmer herrührend!), zu heilen?

¹ Es ist seitdem leider verschollen! — Ein Bild des zweiundzwanzigjährigen Friedrich gerade aus dem Jahr 1794 siehe bei Neubert 139, beide Brüder und Tieck bei K. 350.

Hätte sie sich aus der ebenen Bahn ihres Lebens von der Seite eines so zu ihr passenden, sie hegenden und pflegenden, anschwärmenden, von ihr selbst geliebten und verehrten Mannes, des Vaters ihrer Kinder, durch den noch ungeklärten jungen Mann, der ihr nichts, auch rein nichts zum Erfas zu bieten hatte, auf einen wirren Taumelweg locken lassen?

Konnte dieser, der das Kurmachen liebte und nacheinander die Böhmer, die Unzelmann, Sophie Tieck, die Staël, zuletzt Sophie Paulus umflatterte, nicht auch zwischendurch einmal Sophie Tischbein anheimmeln, ohne daß an eine Liebschaft zwischen beiden zu denken wäre?

Er war aber so wenig ein fester Mann, noch nach Jahren nicht und damals noch weniger, daß er sechs Jahre später noch nicht einmal seine erste angetraute Frau, eben jene Karoline, die ihm zur tiefsten Dankbarkeit verpflichtet war, ihn zwar nicht tief liebte, aber doch, geistesverwandt, ihm hohe Achtung zollte, nicht in ihrer Bahn zu halten wußte!

Daß er ihrem Liebhaber, seinem eigenen Freund, nicht einmal entschieden entgegentrat, sondern ihn nur durch seinen Bruder Friedrich¹ von ihr zu entfernen suchte!

Daß er seine zweite Frau, die nicht mehr ganz junge und daher gewiß zu einer glücklichen Häuslichkeit durchaus gestimmte Sophie Paulus, zwanzig Jahre später, trotz aller Bemühungen wieder seines Bruders Friedrich, nicht dazu bringen konnte, ihm in sein Haus zu folgen, sondern diese lieber bis zu ihrem Tode im freudelosen Hause ihrer alten Eltern blieb!

Der Mann hätte sofort über Sophie Sieger sein sollen? Nein, ein solcher Herzensstürmer war er nicht!

Hätte sie, so wie wir sie hier kennen lernen, einem reinen, laueren Hause entstammend, eine solche nie versagende Helferin ihres Mannes, ihren blind ihr vertrauenden edlen Gatten jahrelang in so nichtswürdiger Täuschung erhalten sollen?

Hätte sie, mit schwer belastetem Gewissen, ihrem einstigen „Versucher“ mit ihrem Gatten zusammen noch freundliche, harmlos liebe Briefe schreiben können?

Hätte sie ihn nach seiner damaligen Rückkehr von der Böhmer, 1793, noch mit derselben Freundlichkeit aufnehmen und weiter behandeln sollen, ihn später in ihrem Hause aufnehmen, ihn, mit ihren Kindern, wochenlang in seiner Familie in Jena besuchen können, ohne von Scham über einstige Schuld erdrückt zu werden? Hätte sie wohl jahrelang mit seiner Frau, Karoline, in freundschaftlichstem Verhältnis gelebt?

Diese selbst hat, als beide sich kennen lernten, mit ihrem unvergleich-

¹ Karoline 1, 746.

lichen Scharfsinn bligsschnell erkannt, daß zwischen Sophie und ihrem Mann nichts vorlag, was zugedeckt werden mußte, und hat sie deshalb wirklich lieb gehabt, was bei ihrer Aufrichtigkeit sonst nicht möglich gewesen wäre.

Die Leichtfertigkeit der Romantiker, die um eines Wiges, eines blendenden Einfalls willen es mit der Wahrheit nicht streng nahmen, sondern je nach Laune sie auch spöttisch zu verzerren bereit waren, hat sich hier schon bei Schlegel gezeigt, ist aber vom Tischbeinschen Hause ferngehalten worden. Da herrschten streng sittliche Auffassungen, die solche schwere Entgleisung der wackeren Frau und Mutter einfach ganz unmöglich machten.

Der Herausgeber kann sich nicht helfen: Trotz aller Hochachtung vor allem, was Großes und Tüchtiges in Wilhelm war, muß er angesichts des undankbaren Verhaltens des Fünfundzwanzigjährigen — Dankbarkeit war überhaupt beider Brüder Sache nicht, was damals schon Bürger und etwas später Schiller erfuhr, der beiden Brüdern das Gemüt abspricht — gegen das untadelige Ehepaar an Schillers Scheltwort über Friedrich „den Laffen“ denken, glaubt es auch Karolinen nicht, daß sie selbst, als sie diesem berichtet, Wieland spreche von ihnen als „den beiden Götterbuben“, im Ernste daran zweifle, „ob er dabei mehr Akzent auf das Göttliche als auf das Bübische gelegt“¹.

Letzte Jahre in Holland

Schlegel besuchte die Eltern oft, unterwarf seine poetischen Versuche ihrem Urteil und gab der Mutter Unterricht in der englischen Sprache². Der Vater erfreute sich an dem Talent des jungen Dichters, an dem er immer größeren Anteil nahm, so daß er sich über dessen Neigung zu seiner nachherigen Frau, der damals in Mainz lebenden Witwe Böhmer, wirklich kränkte. Es bestand schon damals zwischen dieser Witwe und Schlegel ein Verhältnis, welches eigentümlich genug war. Schlegel liebte die geistreiche Frau ungeachtet ihres mehr als zweideutigen Rufes leidenschaftlich, sie dagegen hatte ihm mehrmals offen erklärt, daß sie ihn durchaus nicht liebe, aber ihn heiraten wolle unter der Bedingung, sich wieder von ihm scheiden zu dürfen, sobald sie der Vereinigung müde sei. Diese seltsame

¹ Karoline 1, 456.

² Schlegel las auch mit dem Paare englische Bücher. — Er fühlte sich einsam, weil abgeschnitten vom deutschen Geistesleben, mit dem ihn vier Jahre lang nur die Briefe seines jüngeren Bruders Friedrich in Berührung erhalten haben.

Bedingung blieb den Eltern kein Geheimnis, und sie wandten alles an, dem Freunde das Unmoralische derselben anschaulich zu machen. Vielleicht wäre es ihnen auch gelungen, Schlegel aus den Schlingen dieser „genialen Here“, wie der Vater sie nannte, zu befreien, wenn sie nicht plötzlich in große Bedrängnis geraten wäre, woraus sie zu erlösen Schlegel für eine heilige Pflicht hielt. Frau Böhmer war in Mainz wegen politischer Intrigen verhaftet worden und wußte es einzuleiten, daß Schlegel die Nachricht davon erhielt. Jetzt war kein Halten mehr, er gab seine vorteilhafte Stellung auf, um der Geliebten zu Hilfe zu eilen; auch glückte es ihm, sie zu befreien, und er wurde unter vorerwähnter Bedingung später ihr Mann. Wann er aber Holland verließ, vor oder nach der Eltern Abreise, das weiß ich nicht mehr¹.

Das Verhältnis mit Scherenberg wurde indes von meinen Eltern immer herzlicher fortgesetzt. Seine äußere Erscheinung ist mir ganz gegenwärtig. Er war sehr klein und infolge einer bösen Gliederkrankheit von schwächlicher Gesundheit. Seine Züge trugen deutlich das Gepräge früherer Leiden, matte blaue Augen und rötliche Haare verschönernten ihn eben nicht, aber ein wohlwollendes Herz sprach sich in allem aus, was er sagte und tat, und machte seinen Umgang angenehm. Nur gehörte er leider zu den Menschen, welche meist das sind, wozu ihre Umgebungen sie machen. Für meine Eltern schwärmte er. Der höhere und edle Sinn des Vaters, wie die kräftige, heitere Natur der Mutter übten großen, wohlthätigen Einfluß auf seinen bisher durch Krankheit und eine ver-

¹ Die Familie verließ Amsterdam am 7. November 1794. Schlegel reiste im Juli 1795 nach Braunschweig zu Karoline Böhmer und wurde auf Schillers Anregung, der den geistvollen Kritiker und in seinen Spuren wandelnden Dichter in seine Nähe wünschte, nach Jena berufen, wo er als Sächsischer Rat Vorlesungen hielt und 1798 außerordentlicher Professor ward. Leider wurde ihr Verhältnis durch gehässige Angriffe seines Bruders Friedrich auf Schiller zerstört, und der romantische Kreis hat dann Schiller so häßlich wie unberechtigt stets angefeindet (Karoline besonders sich über dessen „Glocke“ in unfaßbarer Art lustig gemacht, Karoline 1, 570). — Sie half ihm bei seiner Übersetzung Shakespeares (Jena 1797—1800, 9 Bände mit 17 Stücken), seinem wahrhaft großen, unsterblichen Meisterwerke. Diese bedeutet nach dem schönen Wort des dänischen Literaturhistorikers Georg Brandes „nicht viel weniger, als ob — neben Goethe und Schiller in der Mitte des vorigen Jahrhunderts — auch Shakespeare in Deutschland zur Welt gekommen wäre! Geboren war er 1564 in England, wiedergeboren aber ward er 1797 in Jena“!



Königin Luise als Kronprinzessin



Herzogin Anna Amalia

kehrte, beschränkte Erziehung unterdrückten Charakter aus. Er empfand dies selbst und hätte gern sein ganzes irdisches Besitztum mit den Eltern geteilt. Auch wußte er stets aufs neue sie zu verpflichten, und der heiße Wunsch, sich ihre tägliche Gegenwart zu sichern, führte den Vorschlag von ihm herbei, eine gemeinsame Wohnung auf der Herrengracht zu mieten, ein Vorschlag, den der Vater trotz aller Gegenvorstellungen der Mutter annahm. Bisher hatten wir auf der Kaisersgracht gewohnt, bequem, aber klein und einfach eingerichtet, es genügte aber unserm Bedürfnis. Der Vater indes, fast erdrückt unter Bestellungen, die den reichlichsten Vorteil versprachen, wenn sie nach und nach ausgeführt wurden, meinte sich eine bequeme Einrichtung erlauben zu dürfen, ohne damals an die möglichen Zwischenfälle zu denken, welche die sichersten Hoffnungen vernichten und schlimme Verlegenheiten herbeiführen konnten. Die Mutter bedachte dies, aber, wie gesagt, sie drang nicht durch. Das Haus wurde gemietet, kostbar möbliert, und ich meine, wir bezogen es bald nach Neujahr [1794] im zweiten Winter unseres Aufenthalts in Amsterdam. Wenigstens erinnere ich mich deutlich genug, daß wir schon im Winter da gewesen waren, als wir endlich wieder aufs Land zogen, und, wie ich glaube, in Scherenbergs Schloß unseren Sommeraufenthalt nahmen¹.

Zahlreiche Gäste versammelten sich während des Sommers [1794] auf dem Schlosse selbst oder wurden von dem Besitzer in Kleinen ihm gehörigen Häusern einquartiert. Der dänische Gesandte von Schubart mit seiner Frau, einer Cousine von Scherenberg, wohnte natürlich im Schlosse. Andere aber, worunter zwei vornehme französische Emigrierte, brachten wenigstens den Tag da zu, wenn sie auch anderswo logiert waren. Letztere lebten ganz auf Scherenbergs Kosten; es waren ein Graf du Roure und ein

¹ Kramm in seinem Werke: *Leben und Werke der „Nederl. und vlaam. Kunstschilders“*, S. 1635: „Tischbein verkehrte viel bei Herrn Scherenberg, der Gesandter in China gewesen war und sich die Landhäuser Canton und Peking in chinesischem Stil in der Nähe von Westdyk und Gemenes errichten ließ.“ (Diese Häuser bestehen noch.) „Herr Scherenberg besaß viele Gemälde von Friedrich Tischbein.“ — Der Preis für ein lebensgroßes Bildnis Tischbeins wird auf 150 fl. angegeben. Fast die ganze gute Gesellschaft von Haag, Haarlem und Amsterdam habe sich von Tischbein malen lassen, so daß man noch eine große Anzahl von Tischbeinschen Bildern in Holland zu finden hoffen darf (siehe Verzeichnis!).

Marquis de Bonnechose, beide geistreich und liebenswürdig. Der erste, ein kleines, rundes Männchen, stets geweckt, vergalt die Wohlthaten seines Gönners dadurch, daß er sich zum maître de plaisir des Kleinen Kreises anbot, ein Amt, dem er mit vielem Takt und aller Grazie eines echten Versailler Hofmannes nachkam. Der Marquis, ein sehr schöner junger Mann, zeigte sich ernsthafter, oft selbst schwermütig, und schien nur mit gedrücktem Gefühl anzunehmen, was er leider nicht entbehren konnte. Er machte sich auch einen Erwerb, indem er Zeichenstunden gab. Als Zeichenlehrer fand er Gelegenheit, das Herz einer sehr reichen, hübschen Holländerin zu gewinnen. Er war Bräutigam, als wir das Land verließen, und wir sahen ihn nie wieder. Graf du Roure aber besuchte uns nach mehreren Jahren sehr unerwartet in Dessau, wo die Eltern seiner großen Bedürftigkeit abhalfen, so gut sie konnten.

Des Abends versammelte sich die Gesellschaft regelmäßig im Salon, wo die Mutter als Wirtin präsierte und der Vater bei einer zweckmäßigen Lampenbeleuchtung die ganze Gesellschaft nach und nach porträtierte, während die französischen Herren vorlasen und wir Kinder im Nebenzimmer still uns beschäftigten, bis die Schlafensstunde kam.

Am politischen Himmel zogen indessen, während die Eltern den Sommer in so anmutigen Verhältnissen verlebten, auch in bezug auf Holland inhaltsschwere Wolken auf, die mit einer gewaltsamen Krisis drohten. Das Haupt Ludwigs XVI. war gefallen unter der Guillotine, und Entsetzen erfaßte die unglücklichen Emigrierten. Auf den Grafen du Roure und seinen Freund machte dies Ereignis den furchtbarsten Eindruck. Sie hatten für unmöglich gehalten, was dennoch geschah, und ihre Hoffnungen auf eine baldige siegreiche Wiederkehr in das geliebte Vaterland sanken mit dem Haupte ihres Monarchen. — —

In diesem Kreise erschien um diese Zeit eine intrigante verwitwete Madame Polane (?) mit ihrer sanften und anmutigen Tochter, einem unschuldigen, willenlosen Mädchen, und wußte durch ihre Künste den schwachen Scherenberg ganz unter ihre Herrschaft zu bringen und ihn später sogar mit ihrer Tochter, trotz deren Abneigung gegen den jungen Mann, zu verheiraten. Durch ihr

tyrannisches, unliebenswürdiges Wesen, gegen welches der von ihr gänzlich unterjochte spätere Schwiegersohn sich nicht zu wehren mußte, abgestoßen, verzog sich bald die ganze Gesellschaft.

Obwohl Scherenberg den Eltern allein von allen seinen Gästen stets dieselbe Freundschaft weiter bezeigt hatte, so zogen doch auch diese den Aufenthalt in der Stadt nunmehr vor. Die verschuldete Polane beutete ihren Schwiegersohn völlig aus und brachte allmählich durch ihr verschwenderisches Leben das unglückliche junge Ehepaar fast an den Bettelstab.

Unter sehr ernsten Betrachtungen, erzählte mir später die Mutter, bezogen die Eltern [Herbst 1794] ihr schönes, prächtiges Haus wieder, dessen Mobiliar noch nicht bezahlt war; doch gedachte der Vater ziemlich unbekümmert dieser Verpflichtungen, da er diesen nach der Vollendung seiner begonnenen Arbeiten leicht nachkommen konnte. Allein es kam anders.

Man erwartete in Amsterdam eine Invasion der Franzosen, und diese Vorstellung setzte den Vater in solche Angst, daß er, kränklich und antirevolutionär, wie er war, ohne zu erwägen, was er dabei aufs Spiel setzte, den Entschluß faßte Holland zu verlassen. Der parteilose Bürger und Künstler hatte zwar in der bevorstehenden politischen Gärung nach dem Urtheil aller Unbefangenen nichts zu fürchten; aber der Vater, sonst so klar und verständig, ließ sich hier nicht einreden; vor seiner Seele schwebte das fürchterliche Bild der in Frankreich herrschenden Greuel, er sah Ähnliches in Amsterdam voraus und wollte um jeden Preis sich und die Seinigen in Sicherheit bringen¹. So wurde die Abreise unwiderlich beschlossen, obwohl eine Menge von Arbeiten noch der Vollendung harrte. Das Mobiliar, nach der Abreise der Eltern von Scherenberg oder seiner Schwiegermutter verkauft oder übernommen, ergab nur sehr geringen Ertrag, und erst nach Jahren gelang es dem Vater, den Vorschuß von mehreren tausend Gulden, den er von Scherenberg erhalten hatte, abzutragen².

¹ Ende Dezember 1794 fiel wirklich Pichegru in Holland ein und kam am 20. Januar 1795 nach Amsterdam.

² Er verkaufte damals auch eine Sammlung von Stichen und Zeichnungen (wohl nicht von seiner Hand), welche die Stadt Amsterdam darstellten.

Spät im Herbst¹ erfolgte unsere Abreise von Amsterdam². Wir schifften uns ein und legten die kurze Fahrt auf dem Zuidersee bis Zwolle bei widrigem, ungestümem Winde zurück. Die Mutter und wir Kinder wurden seekrank, besonders die Mutter und ich, und meine aufgeregte Phantasie verschlimmerte das Uebel noch um vieles. Campes Reisebeschreibungen und der Robinson spukten gewaltig in meinem Kopfe und boten Stoff zu allerlei Befürchtungen möglicher Abenteuer und Gefahren, die ich mit Exaltation ausspann. Ich sah uns verschlagen auf weitem Meer, die Mutter und ich starben, den Vater aber und Betty ließ ich leben, und die Vorstellung der Trauerkunde, welche sie nach überstandener Not in die Heimat bringen würden, entlockte mir bittere Tränen über mein und der Mutter frühes Grab in der salzigen Flut. Indessen erreichten wir am zweiten Morgen ohne weitere Gefährdung das Ufer, und der köstliche Kaffee in dem kleinen am Strand gelegenen Wirtshaus brachte als befreiende Wirkung von dem ausgehaltenen Seeübel eine fröhliche Auferstehung meiner Gedanken hervor. Doch hätte ich um keinen Preis die ausgestandene wirkliche und eingebildete Not hingegeben, da ich es mir sehr ergötzlich dachte, meine Erlebnisse den lieben Verwandten daheim zu erzählen. Von Zwolle reisten wir mit Extrapost weiter und kamen endlich in Arolsen an³.

Arolsen

Das alte Schloß Aroldeffen, das vorher ein Edelhof Haroldshausen, dann Kloster gewesen und dann von 1526 bis 1530 umgebaut worden war, wurde von Graf Anton Ulrich (1706—1728), dem Großvater des hier erwähnten Fürsten Friedrich, 1709 abgerissen und an seine Stelle in fünfzehn Jahren nach des Baumeisters Horst Entwürfen das heutige, zu den vornehmsten deutschen Fürstenthümern zählende Schloß erbaut, ein Barockbau in

¹ 7. November 1794.

² Der englische Maler Ch. Howard Hodges mußte in der Folge Tischbeins bisherige Kundschaft für sich zu gewinnen.

³ Etwa am 15. November.

Schon am 9. November schreibt Tischbein aus Zwolle an Schlegel über diese Reise; da ihr Schiff auf eine Sandbank gestoßen war, so hatte er sich und die drei Seeerkranken auf einem Kahn nach dem eine Stunde entfernten Genemuiden bringen

Sandstein, nach französischem Muster, mit reich ausgestatteten Räumen, in denen sich auch ansehnliche Silberschätze, Bücher-, Antiken-, Münz- und Waffensammlungen befinden.

1719 ward zugleich die Landeshauptstadt gegründet und in etwa achtzig Jahren im wesentlichen ausgebaut.

Über Baugeschichte von Schloß und Stadt siehe das schöne Buch von Weinig, „Das Fürstliche Residenzschloß Arolsen“, mit 34 Abbildungen (Leipzig 1907).

Aus Waldeck und besonders Arolsen stammen eine größere Zahl von bekannten Männern: der Arzt Marcus, die (ursprünglich ebenfalls jüdische) Bankiers- und Arztfamilie Stieglig, auch der Dichter H. Stieglig, Christian Rauch, Wilhelm und Friedrich Kaulbach; der Bildhauer Franz Drake stammt dagegen aus Pyrmont, und der Staatsmann und Gelehrte K. Josias von Bunsen aus Corbach.

In Arolsen hatten sich indes die Verhältnisse geändert. Das elterliche Haus war, da der Vater in Holland zu bleiben gedacht hatte, an den Regierungsrat Bunsen verkauft worden, und die Tante Luise wohnte mit der alten Großmutter jetzt in Cassel, wo der Vater sie nach wie vor großmütig unterstützte. Die Mutter bezog mit uns Kindern in Mengerlinghausen eine gemeinsame Wohnung mit einer ihrer Schwestern, die indes Witwe geworden war, der Kriegsrätin Schmidt, welche drei Kinder hatte, wovon das jüngste, Sophie, später mit dem Oberstleutnant von Baum-
bach¹ in Arolsen verheiratet, schöner war als ich je in meinem Leben etwas gesehen, weder auf Gemälden noch in der Wirklich-

lassen. Von da fuhren sie auf einem Wagen nach Zwolle, wo sie am 8., um drei Uhr nachmittags, ankamen. Am 9. fuhren sie nach Ankunft ihres Gepäcks weiter.

Schon am 9. erfuhr man in Zwolle, daß in der That, wie Maastricht am 4. von Kleber genommen worden war, so Nymwegen in der Nacht vom 7./8. von den Engländern geräumt worden sei.

Er gibt dann dem Freund seine ganze Betrübniß über die Trennung von Amsterdam und von ihm zu erkennen (D. Fiebiger a. a. D. 306f.).

Klette, Bonn 1868, verzeichnet aus Scherenbergs Nachlaß vier Briefe Tischbeins und zwei seiner Gattin an Schlegel aus den Jahren 1794—1797.

¹ Karl Frd. von Baumbach hat 1810 und 1811 eine waldeckische Kompanie in Spanien und 1815 als Oberstleutnant ein die Waldecker einschließendes Bataillon geführt. Er starb 70jährig als Oberst 1847.

keit¹. Die Tante Schmidt war eine sanfte, schwermütige Frau mit feinen, edlen Zügen; ich gewann sie sehr lieb, lieber als die Tante Nette, die mir etwas zu lebhaft und praktisch war. Der Vater bezog nach dem Wunsche des Fürsten auf dem Schlosse in Arolsen eine sehr elegante Wohnung, wozu ihm ein passendes Atelier eingeräumt wurde.

Diese Einrichtungen galten indes nur als provisorisch; denn mein Vater war willens, sein Dienstverhältnis zum Fürsten ganz aufzugeben und eine andere Anstellung zu suchen, welche ihm auch bald in Dessau geboten wurde.

Wenig läßt sich von dieser Zeit, welche einförmig in kleinen, beschränkten Verhältnissen verlebte wurde, erzählen. Ich bekam einigen Unterricht, besonders in weiblichen Arbeiten, von der Tante Nette und fand eine Gespielin meines Alters in Marianne, der jüngsten Tochter des Burghauptmanns Suden², der mit seiner Familie die alte Burg³ bei Mengerlinghausen bewohnte, welche bald ein merkwürdiger Gegenstand für meine auch bereits mit ritterlicher Romantik erfüllte Phantasie wurde.

Die Burg war im mittelalterlichen Stil erbaut, nicht groß und stark im Verfall. Eine schmale, dunkle Wendeltreppe führte zum ersten Geschos, welches außer einigen Kammern nur eine ovale Halle mit einem tiefen Erker enthielt, dessen Fenster nur sparsam den tiefen Raum erhellen. Alles darin war altertümlich und ganz so einfach wie im Hause der Großmutter. Im Erker befanden sich zu beiden Seiten hölzerne Bänke und im Gemach gerade so viele

¹ Sie hieß Charlotte und hatte in ihrer Ehe acht Kinder. Ein Enkel von ihr, Dr. med. L. Weiß (Wiesbaden), besitzt drei Bilder Tischbeins (s. Verzeichnis unter Nassau, Schmidt und von Baumbach).

² Es wird der in Mengerlinghausen geborene und gestorbene Land- und Kammerrat Johann Friedrich Suden (früher hieß die aus Stadtberge in Westfalen stammende, in Waldeck weitverbreitete Familie Sude) gewesen sein (obwohl nur sein jüngerer, schon 1771 verstorbener Bruder in den Familienpapieren als „auf der Burg“ wohnend bezeichnet wird). Er war seit 1741 verheiratet mit Charlotte Elisabeth geb. Suden, und beide hatten nach derselben Quelle neun Söhne und eine Tochter Christiane Luise, 1792 verheiratet mit dem Pfarrer L. Ch. Guldner, neben der als jüngste hier noch eine Marianne von Caroline bezeugt wird.

³ S. o. S. 35. Ein Bild des Städtchens wie der Burg siehe in V. Schulges Heimatkunde von Waldeck. — 1840 erwarb Prinz Karl die Burg, und nach dem Tode von dessen Gemahlin 1876 ward sie in ein Geschäftshaus verwandelt.

Spinnräder, als Frauen da waren, ich meine fünf. Auch hier stand in der Mitte ein gewaltig großer, schwerer Tisch mit bunter Decke, um den die Familie sich zu versammeln pflegte. Die Burghauptmännin war eine bleiche, sehr ernste Matrone von schöner Gestalt und feinen Zügen, die der Gram um ihren geisteskranken Mann, welcher in der Burg selbst gepflegt wurde, früh hatte altern lassen. Dieser seit längerer Zeit schon pensionierte Burghauptmann bewohnte im zweiten Stock einen Saal von gleicher Größe wie die untere Halle. Sein Wahnsinn, dessen Natur ich nicht angeben kann, war unschädlich und bedurfte keiner strengen Aufsicht. Eingehüllt in einen weiten, warmen Schlafrock, das völlig kahle Haupt mit einer Nachtmütze von ganz besonderer Form bedeckt, bleich und mager wie der Tod selbst, kam er mir vor wie das Burgespenst, sein Anblick erfüllte mich mit anziehendem Grauen. Im Familienzimmer erschien er nie, aber oft schlich ich mich mit Mariannen in sein Gemach, wo er mit einer großen Fliegenklappe bewaffnet auf und ab ging und Fliegen belauerte, denen er mit solcher Wichtigkeit ihr kurzes Dasein nahm, als seien es menschliche Sünder und er der Henker.

Arolsen wimmelte damals von Emigranten; Ducs, Comtes, Marquis mit ihren Familien sogen den ohnehin schon verarmten Fürsten jämmerlich aus, zum peinlichsten Arger meines Großoheims Frensdorf, der mit all seinem Ernst und Einfluß dieser französischen Pest nicht wehren konnte. Die Marquise von Ferronet, eine gewandte, sehr listige Frau, beherrschte den Fürsten ganz. Sie hatte eine Tochter in meinem Alter, und da ich des Französischen völlig mächtig war und öfters den Vater und den Großonkel auf dem Schlosse in Arolsen besuchte, schloß sich die kleine Adele Ferronet zärtlich an mich an. Sie war schön und klug, ihr Umgang gefiel mir, denn ich konnte über viel mehr Dinge mit ihr sprechen, als mit der weit einfacheren Marianne Guden, die keineswegs meinen Geschmack an Büchern teilte und der die Werke der französischen Literatur lauter böhmische Dörfer waren. Unsere Unterhaltungen spannen sich oft stundenlang aus, und Gott weiß es, wie es plötzlich der kleinen Pariserin einfiel, mich bekehren zu wollen. Genug, sie fing an mich zu bearbeiten wie der beste

katholische Priester nur immer vermocht hätte. Mit feuriger Beredsamkeit schilderte sie mir die Vorzüge ihres Glaubens, ihre Heiligen und Märtyrer, die erhebende Feier ihres Gottesdienstes, und machte endlich Eindruck auf mein Gemüt. Von da an begann für mich eine Zeit der Qual und des Zweifels, die mich fast überwältigte. Sie hatte mir das Versprechen abgenommen, über unsere religiösen Gespräche selbst gegen die Eltern zu schweigen. So erwog ich denn in der Stille ihre Überzeugung gegen die meinige, soweit diese bei meiner großen Jugend überhaupt entwickelt sein konnte.

Adelens Gründe blendeten mich, es lag etwas darin, was meine Seele auf eigene Art erregte; ich war, glaube ich, auf gutem Wege bekehrt zu werden, wäre nicht endlich der Mutter mein ganz verändertes Wesen aufgefallen; ich wurde elend und so träumerisch, daß gar nichts mehr mit mir anzufangen war. Endlich drang die Mutter mit solchem Ernst in mich, zu sagen, was mir fehle, daß ich, in heiße Tränen ausbrechend, beichtete, und die Folge dieser Beichte war ein strenges Gebot, die kleine eifrige Bekehrerin fortan zu meiden¹. Der Großonkel wurde von ihren Bestrebungen überdies unterrichtet, und ich kam nicht mehr zusammen mit Fräulein Adele. Von da an erteilte mir Herr Kandidat Lorenz einigen vorbereitenden Religionsunterricht und wußte leicht durch seine einfache, fromme Weise meine kindischen Zweifel und entstandene Hineigung zum Katholizismus zu beseitigen. Mit der Mutter sprach ich gar nicht darüber, aber bisweilen mit dem Vater, der leichter als die Mutter meinen Jdeengang auffaßte und zu leiten vermochte. So sehr ich ihn aber auch liebte, so fühlte ich mich doch nicht oft versucht zu ganz vertraulichen Mitteilungen; es lag ein Ernst in seinem Wesen, der mich zwar nicht schreckte, aber doch zurückwies in der Furcht, ihm lächerlich oder kindisch zu erscheinen.

Der Großonkel, welcher im Schlosse wohnte und fürstlich eingerichtet war, gab öfters Assembleen, wo die Mutter und Tante

¹ So wußte auch später in Heidelberg der katholisch gewordene Publizist Ferdinand von Eckstein die nachdenkliche, ernstgestimmte junge Frau noch einmal in Zweifel zu stürzen, die aber neben dem Zureden ihres Gatten durch die prächtigen Briefe ihrer klugen Mutter gehoben wurden.

Nette als Wirtinnen präsidierten und wo es hoch herging mit Lesereien aller Art. Diese Gesellschaften behagten mir ganz gut, besonders wegen des schönen Lokals; die gebohten Fußböden, großen Spiegel, glänzenden Tapeten und vergoldeten Möbel erinnerten mich an die verlassene holländische Herrlichkeit. Indessen kehrte ich ebenso gern auch wieder nach Mengerlinghausen zurück, wo es mir unter meinen Büchern und mit meinen Gespielen recht behaglich war. Öfters ging ich auf den dicht vor dem Orte belegenen Kirchhof, wo der Großvater unter einem einfachen Leichenstein ruhte. Ich dachte und träumte da so mancherlei, was mir wohl tat. Es war jedoch nicht klar gestaltet, sondern ein Ahnen, ein Versenken in höhere Dinge, als die Erde bot. Es war schön, und ich möchte wohl jetzt noch so träumen können.

Wie schon gesagt, waren des Vaters Dienstverhältnisse in Arolsen nicht bindend. Nach einem halbjährigen Aufenthalt dort verließ der Vater (1795) wieder die kleine Residenz¹ und folgte einem Ruf des geistreichen, kunstliebenden Fürsten von Dessau, welcher ihm ganz annehmlische Bedingungen machen ließ.

Übersiedlung nach Dessau. Karl von Dalberg

Die Zeitangaben Carolinens sind nach vierundvierzig Jahren nicht mehr genau. Der Vater ist im Frühjahr 1795, mit Urlaub des Fürsten, allein abgereist, war also etwa sechs Monate in Waldeck, die Familie erst im Oktober, war also etwa elf Monate daselbst².

Tischbein ist schon im Mai 1795 in Weimar gewesen und hat dort im „Erbprinzen“ gewohnt, und vorher schon so lange in Gotha im Hause seines

¹ Im Schloß von Arolsen befinden sich noch wenigstens neun Bilder Friedrich Augusts, darunter „Plünderung des tödlich verwundeten Ewald Kleist in der Schlacht von Kunersdorf“. Derselbe soll des Fürsten Züge zeigen, der so seine ihn damals bewuchernden Gläubiger hätte geißeln wollen. (Wieland lobt dies Bild sehr in einem Brief vom 13. März 1785 in „Briefe an Merck“, Wagner 1, 442.) — Auch von Friedrichs Oheim Johann Heinrich dem Älteren sind acht teilweise hervorragende Bilder daselbst (s. Weinig a. a. D.) und ebensoviel seines Veters Wilhelm, der sie aber meist in Italien für des Fürsten Bruder Prinzen Christian fertigte. Wahrscheinlich hatte der Oheim beide Neffen zu dem Hof von Arolsen in Beziehungen gebracht.

² So ist auch die Angabe Karoline Schlegels richtig (13. Oktober 1795), Tischbein sei eine Weile in Gotha gewesen, die Familie durchgereist (Karoline 1, 376).

Freundes R. Zacharias Becker, wo er auch den Philologen Schlichtegroll kennen lernte, geweiht, daß er neben Beckers Bildnis¹ auch das des Erbprinzen August und eine Allegorie, „die Gelegenheit“, malen konnte².

Auf der Fahrt von Gotha nach Weimar traf er im Schloß Molsdorf an der Gera, zwei Stunden südlich von Erfurt, den Koadjutor von Dalberg, der ihn „auf die gütigste Weise einlud, bei ihm abzutreten, auch für den folgenden Tag, zusammen mit dem gothaischen Hofbildhauer Böll, zur Tafel zog, eine Kopie seines ihm sehr gefallenden Bildes seines Töchterchens Betty bestellte³ und ihm so Gelegenheit gab, einen mit so viel Recht allgemein verehrten Mann kennen zu lernen⁴“.

Er hat darauf im Herbst von Weimar aus seine Frau aufgefordert, dorthin zu kommen, und diese ist dann mit den beiden Kindern über Cassel, wo sie nach Caroline drei Wochen geblieben sind, nach Gotha gereist, wohin Tischbein ihnen entgegenkam. Sie führten dann den Besuch bei Dalberg in Erfurt aus und waren wohl Ende Oktober in Weimar⁵. Dort wollten sie den Winter bleiben; aber der Fürst Leopold von Dessau, mit dem er in Unterhandlung stand, drängte sehr auf sein Einkommen. So reisten sie am 7. Dezember dorthin, von wo am 14. Dezember ihre ersten Briefe abgehen⁶. Anfangs 1796 wurde dann das Dienstverhältnis zu dem Fürsten zu Waldeck gelöst.

In dem Briefe an Böttiger erzählt Tischbein, wie sie auf der Reise nach Dessau auf dessen Rat in einem guten Gasthause in Naumburg an der Saale eingekehrt seien, und er, nach einem guten Abendessen mit Naum-

¹ Brief Tischbeins an Becker, Mai 1795.

² Brief des Erbprinzen an den Fürsten zu Waldeck, Marburger Staatsarchiv. — Dagegen ist in Gotha kein Bild Tischbeins vom Erbprinzen mit seiner Gemahlin und seinem Bruder aufzufinden, zu dessen Herstellung Tischbein von ihm dorthin eingeladen worden war (Brief Tischbeins an Bertuch, 20. Januar 1798).

³ „Ich habe vorgezogen,“ schreibt er, „sie hier (in Weimar) zu machen.“

⁴ Das Bild Dalbergs ist in Erfurt, wo Tischbein, als er den Seinigen nach Gotha entgegenfuhr, einige Tage geweiht hat — so erklärt sich auch die Einladung an die ganze Familie —, angelegt, aber erst 1796 in Dessau fertiggestellt worden; denn von da ist es, wohl im September, nach Leipzig und am 22. Oktober von da weiter nach Nürnberg zum Kunsthändler Frauenholz geschickt worden, und zwar zugleich mit dem nach 1795 gemalten Kniestück von Wieland. Dalbergs Bildnis war eine Kopie, für die er sechs Karolin (für Wieland zehn) von Frauenholz gefordert hat, den damaligen Preis für Brustbilder und Kniestücke. Es ist noch ein zweites Porträt Dalbergs von Tischbein vorhanden, siehe Verzeichnis.

⁵ „Vor einem Jahre war ich noch in Amsterdam, wo ich überzeugt war meine Lebenszeit zubringen zu müssen, vor sechs Wochen noch in Mengersinghausen, seit acht Tagen bin ich in Weimar“ (Sophie an Schlegel, Fiebiger, S. 309).

⁶ Einen davon (an Böttiger, Dresdener Archiv, Tischbein-Akten Nr. 1) hat Tischbein zwar noch, aus der Gewohnheit der letzten Monate heraus, „Weimar“ datiert

burger Wein, das Wirtstöchterchen, das sang und Klavier spielte, herbeiholt, selber zur Zither greift und alle nach der durch Regen und schlechte Wege üblen Winterreise nun mit Sang und Spiel einen vergnügten Abend erleben! — Am 8. abends waren sie in Leipzig, wo er am 9. Anton Graff verreisst und einen Herrn Winkler, an den er empfohlen war, tot fand und deshalb wie wegen schlechtesten Wetters um elf Uhr früh abreisste; da sich in Holzweißig das ersehnte Nachtquartier nicht fand, so mußten die Reisenden weiterfahren und langten erst drei Uhr nachts in Dessau an!

Herr von Erdmannsdorff hatte ihm dort mehrere Zimmer gemietet, nach Ortssitte leere, die erst möbliert werden mußten, darunter nur ein brauchbares Wohnzimmer; „das Schlafzimmer“, schreibt er an Bertuch am 3. Februar 1796, „konnte man eine wahre Katarrhothek nennen, worin Zahnweh, Augenweh, Gicht und Kolik ihre nächstlichen Zusammenkünfte halten und jeder dieser Gäste einen eigenen Eingang hat und jede Nacht für sie ein Walpurgisfest ist. Hat sich mein Magen auf ein gutes Roastbeef und Kartoffeln eingerichtet, so lehrt mich der Speisewirt, mich mit Kaninchen und Quetschenmus begnügen. Doch auch das ist zu ertragen: Zum Dessert lasse ich mir dann ein Trio singen und sage dann zu mir selbst, das hat doch der Fürst nicht besser.“

Da der obengenannte Koadjutor von Mainz, der Tischbein freundschaftlich zugetan blieb, eine einzigartige, liebenswerteste Erscheinung darstellt, auch von politischer Bedeutung war, Goethe, Herder und Wieland nahestand und besonders Schiller sehr liebte¹, so mögen noch einige Bemerkungen über ihn den Besuch der Malerfamilie bei ihm einleiten.

Karl Theodor von Dalberg aus Worms, 1744—1817, war siebenjährig schon Doktor der Rechte, trat aber dann in den Mainzer Kirchendienst und ward 1772 Statthalter, 1787 Koadjutor (Vertreter mit Nachfolgerecht) des Kurfürsten von Mainz in Erfurt. Dort regierte er musterhaft, förderte das Land in allen Richtungen, besonders auch das Geistesleben, und war selbst auch schriftstellerisch tätig. Er war ein durchaus sittenreiner, grundgütiger, im persönlichen Verkehr überaus lebenswürdiger Mann.

Von unleugbar guter deutscher Gesinnung und immer vom besten Willen beseelt, besaß er doch in jener Zeit der stärksten Umwälzungen nicht die notwendige Charakterstärke und Festigkeit, und war Napoleon gegenüber allzu gefügig, wofür er aber doch wohl zu schwer verklagt worden ist.

In Erfurt hatte er seine beste Zeit. 1802 Kurfürst von Mainz geworden,

¹ Abbildung des Hochzeitsbildes, das er selbst für Schiller malte, s. b. Wyckgram, Fr. Schiller, S. 285.

blieb er 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß, der alles geistliche Gebiet verweltlichte und die weltlichen Fürsten für ihre auf dem abgetretenen linken Rheinufer verlorenen Gebiete damit entschädigte, als einziger geistlicher Reichsstand erhalten, und zwar als Kurerkanzler, mit Mainzer Gebietsresten, Aschaffenburg, dem Bistum Regensburg und den Städten Regensburg und Weglar.

Durch die Gründung des Rheinbundes, 12. Juli 1806, durch den das tausendjährige Deutsche Reich ruhmlos zu Grabe ging und den nicht etwa er verschuldet hat, erhielt er als Fürst Primas desselben die Reichsstadt Frankfurt, wo er von 1807 ab residierte, und 1810 (gegen Verzicht auf Regensburg) Fulda und Hanau, und zwar als Großherzog von Frankfurt.

Die Schlacht bei Leipzig ließ ihn auf diese Würde verzichten, und er zog sich erst in sein Bistum Konstanz, dann im Januar 1814 nach Regensburg zurück, wo er, seine erzbischöfliche Würde nicht hervorkehrend, als Privatmann bloß noch seinen Pflichten als Domkapitular lebte. Er wohnte bei einem Domherrn in einer abgelegenen, stillen Straße; grenzenlos war auch in diesen drei letzten Jahren seine Wohltätigkeit: um sie üben zu können, hat er zuweilen buchstäblich gedarbt; zuzeiten besaß er keine 20 fl.! Wie er kurz vorher in Konstanz eine Zeitlang täglich von 36 Kreuzern gelebt hatte, so gab er jetzt für seinen Mittagstisch täglich einen Gulden aus; erst in seinen letzten vier Lebensmonaten genoß er noch das vom Wiener Kongreß ihm ausgeworfene Ruhegehalt von 100 000 fl.; wie er sie verwandte, zeigt die Tatsache, daß er bei seinem Tode — er starb am 10. Mai 1817, in einem gemieteten Bette — einschließlich des Restes seiner Möbel, seiner Wäsche und spärlichen Silbergeräts — 9245 fl. und 48 Kreuzer hinterließ!

Im Dom zu Regensburg fand er seine Ruhestätte.

+

Wir rüsteten uns nach Dessau zu gehen; vorher wollte aber der Vater noch einen kurzen Aufenthalt in Weimar nehmen. Mit tiefer Wehmut trennte ich mich von der Heimat und den lieben Verwandten. Ich fühlte, wie es sich denn auch erwiesen hat, daß ich auf immer Abschied nahm. Wir reisten über Cassel, wo die Eltern bei einem Schwager der Mutter, dem Baurat Ludovici, ich mit Betty bei der Stiefgroßmutter und Stief tante wohnten. Nach dreiwöchigem Aufenthalt dort setzten wir unsere Reise ohne Unterbrechung bis Erfurt fort, wo wir des Morgens früh (wir reisten

die Nacht durch) ankamen und direkt vor dem erzbischöflichen Palast vorfuhren¹.

Der die Künste und Wissenschaften beschützende Koadjutor Herr von Dalberg hatte den Vater durch ein verbindliches Schreiben eingeladen, auf der Reise nach Weimar sein Haus in Erfurt nicht zu übergehen und mit seiner Familie so lange zu verweilen, als er möchte.

Diese Erlaubnis konnte der Vater nur sehr beschränkt benutzen, da er zu bestimmter Zeit in Weimar erwartet wurde und wir deshalb am Abend desselben Tages, wo wir ankamen, weiterreisen mußten.

Wir wurden von der Dienerschaft, an deren Spitze ein Haushofmeister stand, empfangen und sofort in die uns bestimmten schönen Zimmer geführt, wo gleich darauf der Koadjutor selbst erschien. Er war ein großer Mann mit einem lebhaften, klugen Gesicht, in schwarzseidener geistlicher Tracht; über das auf die Brust herabhängende Priesterbäffchen von feinstem Batist, mit Brüsseler Spitzen besetzt, hing an einem Band ein Kreuz mit Brillanten, das mir gewaltig imponierte. Das wohlgepuderte Haar bildete gescheitelt hinten eine einzige runde Locke, die wie gegossen um den Nacken lag², ein schwarzes Sammetkäppchen bedeckte die Tonsur. Sehr bestimmt drückte die Gestalt sich meiner Phantasie ein, ich war voll Bewunderung.

Herr von Dalberg war überaus gütig und zuvorkommend gegen die Eltern wie gegen uns kleine Mädchen, verließ uns aber bald, damit wir Toilette machen konnten, nach welcher er uns bei sich erwartete. Zuvor wurde uns aber noch ein pompöses Frühstück serviert, das mir ganz trefflich zusagte. Dann pugte die Mutter sich und uns, so wie es sich für die fürstliche Tafel, an der wir

¹ Heute dient er als Regierungsgebäude, am Hirschgraben, in der Regierungsstraße gelegen. Die Königin Luise hat wiederholt darin gewohnt, 1806, vor der Schlacht bei Jena, nahm er das preußische Große Hauptquartier auf; Napoleon, dem Erfurt von 1807 bis 1813 unmittelbar gehörte, hat beim Erfurter Kongreß, auf dem er die Fürsten Europas um sich versammelte (27. September bis 14. Oktober 1808), darin gewohnt, hier fand seine Unterredung mit Goethe statt (2. Oktober 1808). Das Unionsparlament 1850 ist am 20. März hier wenigstens eröffnet worden.

² So zeigt ihn auch das Profilbild eines Ungenannten bei Beaulieu-Marcconay, K. v. D. usiv., Bd. 1.

erwartet wurden, paßte, und ich bilde mir ein, daß wir uns alle drei recht hübsch ausnahmen. Betty war damals schon bildschön, und die Mutter, noch jung genug, blendete wirklich durch ihre liebenswürdige Erscheinung. Wie ich aussah, weiß ich nicht, ansprechend, glaube ich, aber schön gewiß nicht. Alles an diesem Tage kam mir so wundervoll, feenhaft festlich vor, daß ich in eine ganz erhöhte Stimmung geriet. Im Saal fanden wir eine Nichte des geistlichen Herrn, die nachmalige Frau von Pfenningen¹, und seinen Neffen und damaligen Gesellschaftskavalier, Herrn von Dalberg², außerdem noch mehrere vornehme Herren und Damen, die ich nicht zu nennen weiß; es war eine brillante Versammlung. Uns widerfuhr nach dem Beispiel des Hausherrn viel Ehre und Freundlichkeit. Wir beiden kleinen Mädchen sangen mit der Mutter, ohne Instrumentalbegleitung, worauf wir schon eingeübt waren, ein kleines italienisches Trio, was mächtig bewundert wurde³. Das Besehen der Kunstschätze, welche der prächtige, geschmackvolle Saal enthielt, füllte außerdem die Zeit bis zum Diner aus. Endlich begab man sich in den Speisesaal, wo von der Tafel her mir mehr Silber und Gold entgegenleuchtete, als ich bisher je gesehen hatte. Der junge Herr von Dalberg führte mich zur Tafel. Die Schnelligkeit, mit welcher die Speisen serviert wurden, erregte meine Verwunderung, so wie überhaupt die ganze Art der Bedienung mir

¹ Sie hieß Marie Anna Freifrau von Benningen, geb. 1778, jüngere Schwester Emmerich Josephs; ihr Gatte war Friedrich Anton, badischer oberster Silberkammerer.

² Emmerich Joseph (1773—1833), Sohn des Mannheimer Intendanten, der Schillers Jugendwerke aufführen ließ, wurde als badischer Gesandter in Paris der Vermittler von Napoleons Heirat mit Marie Luise von Osterreich zum Herzog von Dalberg ernannt. Wegen seines Wirkens für die Bourbonen 1814 nahm ihm Napoleon sein Vermögen, das ihm diese aber 1815 zurückgaben. Er wurde Mitglied der Pariser provisorischen Regierung, mit Talleyrand Gesandter bei dem Kongreß zu Wien und unterzeichnete als solcher Napoleons Achtung! Er starb 1833 zu Hemsheim, und mit ihm erlosch diese Linie im Mannesstamm (die andere, D. D., 1848); seine Tochter heiratete den Sohn des S. 34 genannten Acton und wurde die Mutter des 1902 verstorbenen englischen Staatsmannes und Gelehrten J. E. C. Dalberg-Acton. — Es besteht nur noch eine Linie Dalberg-Hesloch.

³ Ein halbes Jahr später schreibt Sophie an Schlegel: „Meine Kinder singen sehr viel, und ich darf sagen, man hört sie gern; es freut mich dies um so mehr, da sie keinen andern Meister als mich gehabt haben; ich bringe aber auch täglich ein paar Stunden vor dem Klavier mit ihnen zu.“

neu war. Ich hütete mich aber, mit ziemlichem Takt begabt, dies merken zu lassen, sondern beachtete, völlig durch das genossene Frühstück befriedigt, das ganze Mahl nur oberflächlich, indem ich der zuvorkommenden Unterhaltung meines Nachbars möglichst gut zu entsprechen suchte. Er redete mich ein paarmal französisch an, wahrscheinlich um mich zu prüfen oder zu verwirren, und schien erstaunt, mich so wohl beschlagen in dieser Sprache zu finden. Kurz — ich zog mich in jeder Beziehung gut aus diesem meinem ersten Debüt am Hof.